This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

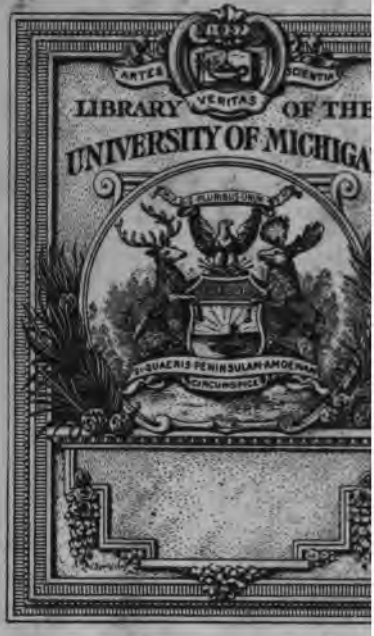
A 732,584 DUPL

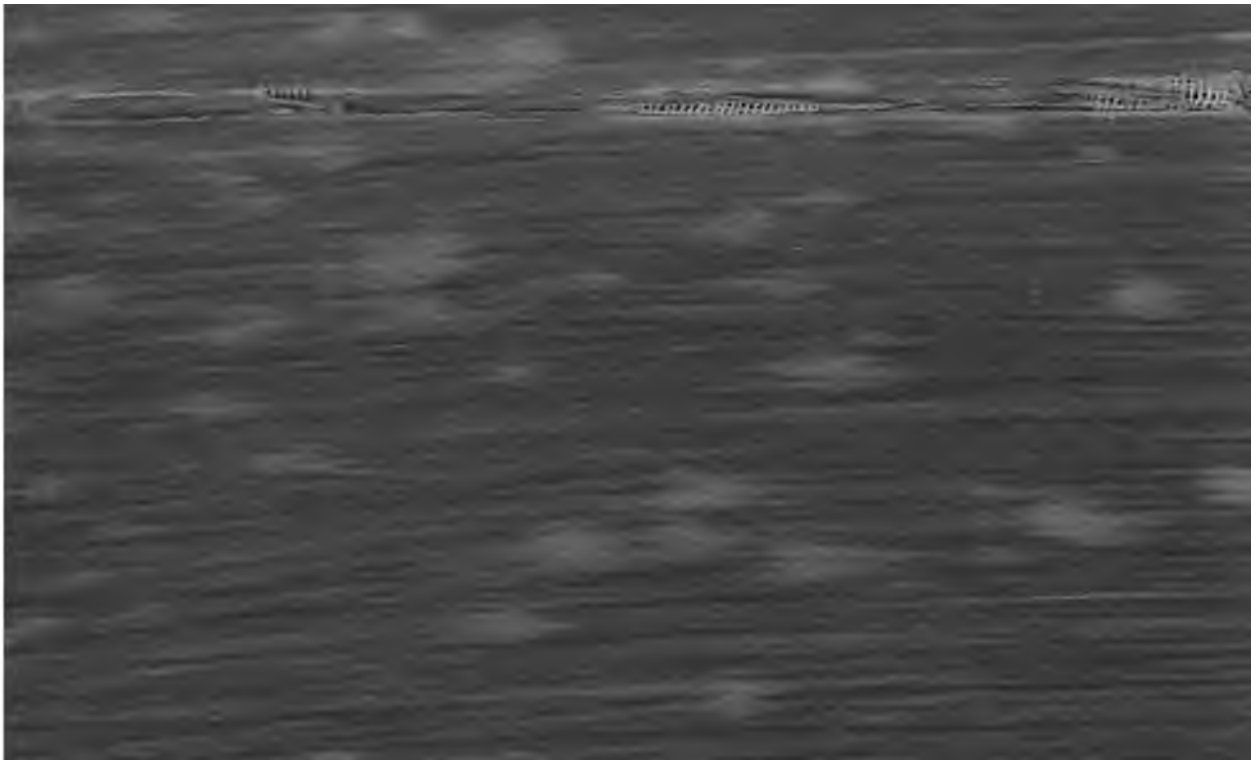
Annette von Droste

von

Carl Busse

V. & K.


ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGA
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



838
D79c
B9

Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns v. Zobeltitz

IV

Annette von Droste-Hülshoff

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1903.

Annette von Droste-Hülshoff

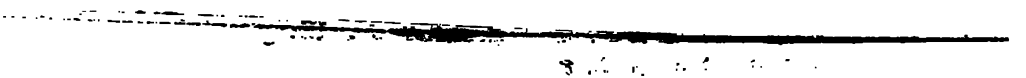
Von

Carl Busse

Mit fünf Kunstdrucken

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1903.

Druck von Fischer & Wittig in



Annette von Droste
Büste von Anton Küller auf ihrer

Vorbemerkung.

Ein neuer Versuch, das Leben und Streben des westfälischen Edelfräuleins darzustellen, läßt sich leicht rechtfertigen. Aus der verhältnismäßig sehr reichen Droste-Literatur haben gegenwärtig nur zwei Werke Anspruch auf größere Beachtung.

Die große Biographie von Professor Hermann Hüffer hat ihre Bedeutung in der Heranschaffung und wissenschaftlichen Feststellung des Materials, in dessen psychologisch-kritischer und darstellerischer Verwertung sie weniger glücklich ist. Überdies konnte der außerordentlich wichtige Droste-Schückingsche Briefwechsel noch nicht für sie fruchtbar gemacht werden.

Die zweite, von Wilhelm Kreiten geschaffene Biographie ist ganz vortrefflich erzählt, aber ihr der Gesellschaft Jesu angehöriger Verfasser verschloß sich die Wirkung auf weitere deutsche Bildungskreise selbst durch die Weitläufigkeit seiner Arbeit und eine nicht geringe konfessionelle Voreingenommenheit, die vielfach zu schiefen Urteilen führte.

185293

Beiden Werken, die natürlich
terials wegen für die vorliegende
wurden, haben Mitglieder der Fam
reges Intereſſe entgegengebracht
Wichtige mitgegeben. Aber es i
daß ſich die ſo dankenswert unt
graphen daraufhin einer gewiſſer
unterwarfen hinſichtlich des Urteils
Umgebung der Dichterin.

Die nachfolgende Arbeit brauc
ſichten nicht zu üben. Ich wünſch
Eindruck dieſer Freiheit machte und
dem gebildeten Laien, dann aber au
hiſtoriker etwas geben könnte.

Neuſtrelitz.

Dr. Car

Es wird erzählt, daß eines Tages auf das Drosteſche Gut Hülshoff eine alte Frau aus der Nachbarſchaft gekommen ſei und dringend nach der zweiten Tochter Annette gefragt habe. Das Fräulein möchte doch um Gottes willen mit ihr gehen, da es ſich um eine ſchwer leidende Wöchnerin handle.

Als man die Alte fragte, weshalb ſie denn gerade den Beiſtand des jungen unerfahrenen Mädchens erbitte, erklärte ſie geheimnisvoll, daß das Fräulein eine Sternenjungfrau ſei.

Nach dem Volksglauben iſt eine Sternenjungfrau ein Weſen, das weder „lieben noch ſich lieben laſſen mag, durch ſeine unantaſtbare Keuſchheit geheime Kräfte in ſich birgt und in verzweifelten Krankheitsfällen Heilung bringen kann".

Die junge Annette ſoll damals gelächelt und Freundinnen geſtanden haben, daß ſie wirklich etwas von einem ſolchen Berufe in ſich fühle und ſich auf die Exiſtenz einer alten Jungfer vorbereiten wolle. Aber wenn ſie gewußt und vorausgeſehen hätte, daß es wirklich ſo kommen würde, hätte ſich ihr doch das Herz zuſammen-

gezogen, und ſie hätte alle geheimen Kräfte gern für ein bißchen frauliches Glück hingegeben.

Es blieb ihr verſagt. Von der höchſten Lebenserfüllung des Weibes war ſie ausgeſchloſſen: ſie hat für keinen Mann ſorgen, ſie hat kein Kind wiegen dürfen. Keine Klage kam über ihre Lippen. Sie ſtand in ihrem engen Kreis; ſie ging als Tochter, Schweſter, Nichte, Tante ihre vorgeſchriebene Straße wie jedes andre adlige Fräulein, das nicht heiratet, gleichſam unter Vormundſchaft der Geſamtfamilie ſteht und immer etwas fünftes Rad am Wagen iſt. Der große Strom ungenützter Liebe, der ſie durchflutete und dem kein natürliches Bett bereitet war, mußte zurückgeſtaut werden und zerrann in einzelnen Bächen. Und als dann die alte Jungfer, die nichts von ihrem Leben gehabt, dem Sohne einer Freundin all ihre Liebe entgegentrug — eine wunderlich rührende Neigung, in der unter rein mütterlicher auch ein Reſtchen fraulicher Liebe verſteckt war —, da hielt ſie dieſes Gefühl faſt mit furchtſamer Scheu vor den Ihrigen verborgen. Sie hätten es vielleicht nicht für paſſend gefunden, wie ſie es im Grunde für ein Freifräulein von Droſte nicht paſſend fanden, Gedichte herauszugeben. Und dann hätte ſie wieder mit ſich gekämpft, wieder reſigniert und ſich wieder korrigiert. Sie hatte ja Übung darin. Denn viele Stunden ihres Lebens hat ſie damit zugebracht, alles Große und Starke in ſich nach der Norm zu beſchneiden; alles, was in ihr nach

Erlöſung und Freiheit ſchrie, zu dämpfen; ſich ſelbſt in Einklang zu bringen mit ihrer Umgebung; jeden Zweifel in religiöſer und andrer Beziehung zu erſticken und ihrer Mutter und ihrer Familie Freude zu machen dadurch, daß ſie in allen Stücken den übrigen vortrefflichen Droſteſchen Damen ähnlich ward.

Sie hat mit einer bewundernswerten ſittlichen Energie gekämpft. Sie hat, ſoweit es möglich war, ihr Ziel auch erreicht und ein Leben geführt in genau den Grenzen und der Enge, wie die Tradition es einem adligen Fräulein aus einem frommen und feudal geſinnten Hauſe vorſchrieb.

Man nimmt aus einer genauen Betrachtung dieſes Lebens dreierlei mit fort. Man lernt Annette als menſchliche Perſönlichkeit hochachten und lieben. Man wärmt ſich an ihrem reinen und treuen Sinn; man wird — ob man ihr tauſendmal andre Wege gewünſcht hätte — zur Hochachtung gezwungen durch die feſte und trotzige Art, mit der ſie ſich ſelbſt den Pfad anwies.

Man lernt ſie ferner als Dichterin noch höher bewundern. Denn man ſieht, wie wenig ſie geſtützt und durch wie viel ſie gehemmt ward.

Man ſcheidet zum dritten endlich von der Geſchichte ihres Lebens mit einer gewiſſen Bitterkeit und einem wehen Herzen.

Denn es iſt und bleibt doch ein wenig die Geſchichte des Adlers, der in ein niedriges Vogel-

haus gesetzt ist. Er sitzt auf seiner Stange und hat viele Jahre ein brennendes „Hinausweh". Aber wenn er die mächtigen Schwingen nur einmal anhebt, flattern entsetzt die Vögel neben ihm, und der Adler duckt sich und faltet die Flügel fest zusammen, gleichsam selber erschrocken, daß er anders ist als seine Gesellschaft. Nur in Traum und Sehnsucht wiegt er sich in freien Lüften; er steigt zu Höhn, ins Grenzenlose hinein — da fällt sein Blick auf das, was um ihn herum ist, und wie ein Schwindel befällt es ihn vor dem eigenen erträumten Fluge, er zittert wie in Schuld, er will nicht mehr in die ewigen Weiten sehn, sondern geduldig und friedlich auf seiner Stange sitzen wie die übrigen. So gehn die Jahre — keiner kommt und erlöst ihn, keiner öffnet ihm das niedrige Haus. Und wenn er nicht kränkelt, ist er wirklich geduldig, ja sogar fröhlich und meint, daß er es gut hat. Er sieht Genossen draußen in der Freiheit, aber die Freiheit hat Gefahren, während er hier auf dem Platze sitzt, an den er sich mal gewöhnt hat, mit dem er verknüpft ist, hinter Gittern, die doch auch ihr Gutes haben und schützen. So empfindet er seine Unfreiheit nicht, ja er liebt sie schließlich und wäre ohne sie nicht glücklich. Und eines Tages fällt er von der Stange und ist tot, ohne jemals die höchste Kraft seiner Schwingen, die in der Freiheit erst sich ganz entwickelt hätte, zur Entfaltung gebracht zu haben.

Aber er ist doch hoch geflogen, wenn auch nur im Traum, und er war doch ein Adler, ob er auch sein Leben lang im Vogelhaus saß...

I.

Hülshoff.

Die kleine Geschichte von der Sternenjungfrau ist nicht nur für Annette charakteristisch, sondern in zwiefacher Beziehung auch für Westfalen. Sie beleuchtet ein wenig das Verhältnis von Adel und Volk; sie spricht von dem Fortleben alter Bräuche und Vorstellungen. Und man muß kurz wenigstens westfälische Zustände streifen, um die von der Poesie ihrer Heimat genährte Dichterin ganz zu verstehn.

Wir wissen, daß vor allem Westfalen dem Tacitus die Farben für seine „Germania" gab; wir wissen, daß ein westfälischer Häuptling Karl dem Großen am tapfersten widerstand und am längsten für Glauben und Land seiner Väter stritt. Aber wir hören auch, daß dieser selbe Widukind nachher am treuesten war und das schwer Ergriffene zäh festhielt. Sein Enkel gründete ein Kloster. Ein andres Kloster (Monasterium = Münster) entwickelte sich zum geistigen und politischen Mittelpunkt des Landes. Die geistliche Herrschaft überdauerte die Jahrhunderte. Die

Münſterſchen Lande ſenden auch heute nur Zentrumsabgeordnete in den Reichstag.

Das treue, zähe, oft ſtarre Feſthalten am Hergebrachten, das den Kindern der roten Erde eigen iſt, ward durch zwei Faktoren noch beſtärkt und unterſtützt. Die Geſchichte ging gleichſam an dieſem Lande vorüber. Es hat die Wiedertäufer und die groteske Geſtalt Thomas Münzers „mit dem Schwert Gideonis“ geſehn, den tollen Herzog Chriſtian von Halberſtadt, den „Weſtfäliſchen Frieden“. Aber ſonſt? Und das wenige ſteht in loſerem oder engerem Zuſammenhang mit dem religiöſen Bekenntnis.

Drang ſo von außen wenig Neues und Umwälzendes ein, ſo waren im Innern Adel und Geiſtlichkeit natürlich im eigenſten Intereſſe bemüht, die alten Zuſtände zu erhalten, und ſtützten ſich dabei gegenſeitig. Länger als anderswo konnten alſo hier patriarchaliſche Verhältniſſe beſtehen bleiben, und Karl Immermann durfte mit Recht Weſtfalen als ein „ſonderbares Land“ kennzeichnen, „in welchem alles ewig zu ſein ſcheint“, in dem Erinnerungen, Sitten und Bräuche von dem Boden nicht weichen wollen. Auf ſeinen einſamen großen Gütern ſaß der Adel; ſtreng waren die Stände geſchieden; es war ſelbſtverſtändlich, daß eine nicht ebenbürtige Heirat, etwa auch die mit einer Proteſtantin, den Verluſt vieler Rechte nach ſich zog. Es lehnte ſich auch niemand dagegen auf. Es war ferner ſelbſtverſtändlich, daß die Frauen ſtets auf das ihnen

gehörige Erbteil verzichteten und sich mit einer kleinen Abfindung begnügten, damit der Besitz zusammenblieb.

Aber so feudal und geschlossen der Kreis der „Ritterbürtigen" auch war, so streng eine Vermischung der Stände auch vermieden ward — es gab, und vielleicht gerade deshalb, doch einen harmlosen und teilnehmenden Verkehr hinüber und herüber. Das Volk holte sich im Herrenhaus Rat und Hilfe; die Schloßbewohner sahen in die Hütten hinein, der Adel lebte mit dem Volke, und neben den gemeinsamen Interessen, die der Scholle galten, schlang die gleiche feste Gläubigkeit, das gemeinsame Sich-Schmiegen in den Mutterschoß der Kirche um hoch und niedrig ein starkes Band. So tritt neben manchen trüben Seiten auch das Gute, Rührende und Wärmende in diesen patriarchalischen Verhältnissen hervor. Einen Arzt hat (oder hätte) das Freifräulein von Droste nicht heiraten dürfen, aber ihre alte Amme durfte sie pflegen, fast zur Freundin machen und ihr niedre Dienste leisten, die keiner der greisen Bäuerin sonst zu Danke tat. Und so steckte in diesem feudalen, sich aber ständig mit dem Volke berührenden Landadel, der weder durch militärische Ambitionen von seiner Scholle gerissen noch auf dem Parkett der Höfe degeneriert war, ein gut Teil ungebrochener Kraft.

Die Westfalen selbst charakterisiert Annette von Droste als „geborne Philister". Das Bedürfnis nach Ruhe ist in ihnen vorherrschend.

Sie sind langsam, schwerfällig, konservativ — ein grunddeutscher, kräftiger, breit und fest auf Heimatsboden ruhender Schlag. Einsam liegen im Lande die Höfe; einsam sind die Menschen. In der Einsamkeit werden sie zu Grüblern und zu „Spökenkiekern" oder „Vorkiekern". Nirgends gibt es so viele Leute, die das „zweite Gesicht" haben, wie hier. Auch Thomas Münzer hat sich auf seine Visionen und inneren Gesichte berufen. Man muß dieser seltsamen Mischung im Charakter des Westfalen eingedenk bleiben: wie mit fünf Sechsteln Philister ein Sechstel Geisterseher sich eint, wie sich mit nüchternem Wirklichkeitssinn wunderliche Phantastik verbindet. Bei der Dichterin, die der roten Erde gleichsam Stimme lieh, finden wir ähnliches. —

Die Drostes gehörten zu den uralt eingesessenen westfälischen Familien. Aber sie führten in alten Zeiten einen andern Namen.

„Gestern nacht," schreibt Levin Schücking 1840 in einem für Annette bestimmten Briefe, „träumt' ich von Ihnen . . . ich fragte Sie mehrmals, ob Sie denn wüßten, wie es zusammenhing, daß die Drosten früher von Tekenbroch sich genannt?"

Er wartet im Traum vergeblich auf eine Antwort; die Zusammenhänge, die er vermißt, sind aber leicht zu bestimmen. Nach einem altfreien Erbhof hieß die Familie „von Deckenbrock". Sie zog gen Münster in den Dienst der geistlichen Herren, und schon 1277 wird ein Ritter

des Geſchlechtes als „Droſte“ d. h. Truchſeß des münſterſchen Domkapitels aufgeführt. Die Amtsbezeichnung verdrängte bald den urſprünglichen Namen. Da jedoch außer dem Domkapitel auch das Bistum Münſter einen Truchſeß, einen „Droſte“ hatte, ſo fügten zur Unterſcheidung von dieſen biſchöflichen, vornehmeren Droſtes, den Erbdroſtes zu Viſchering, die Deckenbrocker ihrem Amtstitel den Namen einer feſten Burg bei, die ſie 1417 erworben hatten. Nach dieſer Burg auf dem Hülshove ſchrieben ſie ſich fortan Droſte-Hülshoff.

Dort, in Hülshoff, wurde am 10. Januar 1797, nachmittags drei Uhr, Annette geboren.

Sie hatte von vornherein kein Glück: gar zu vorſchnell war ſie einpaſſiert; das dürftige Flämmchen ſchien gleich wieder erlöſchen zu wollen. Mit Hilfe einer geſunden, bäuerlichen Amme, die auch im Leben des erwachſenen Fräuleins noch eine Rolle ſpielen ſollte, ward das Kindchen dann doch glücklich aufgepäppelt, aber es blieb ſchwächlich, es blieb

„Ein Würmchen, ſaugend kümmerlich
An Zucker und Kamillen.
Statt Nägel nur ein Häutchen lind,
Däumlein wie Vogelſporen,
Und jeder ſagte: Armes Kind!
Es iſt zu früh geboren!“

Einundfünfzig Jahr iſt Annette von Droſte alt geworden: die Hälfte ihres Lebens war ſie von ihrem „jämmerlich miſerablen Körper“, von

Krankheiten und Schmerzen geplagt. Verhältnismäßig noch am wohlsten fühlte sie sich in den Jugendjahren.

Ihr Vater, Clemens August von Droste-Hülshoff, stand im siebenunddreißigsten Jahre, als das Töchterchen erschien. Er war ein „Stummer des Himmels", ein Dichter, der sich nicht aussprechen konnte, ein Mensch, der viel Weiches und Weibliches in seinem Wesen hatte. Er war von großer Frömmigkeit und Herzensreinheit, sanft und liebenswürdig. Er liebte die Blumen und Vögel, er freute sich an jedem Blühn und sah oft in vegetativer Ergriffenheit ins treibende Land hinein. Er war kein Geschäftsmann, auch wohl kein guter Landwirt. Der Park war ihm lieber als das Feld. Und das große Gefühl, das in ihm wogte, strömte er aus, wenn er auf dem Klavier phantasierte oder vor allem: wenn er die geliebte Geige zur Hand nahm. Es muß etwas von jener süßen, dunklen Gefühlsverworrenheit in ihm gewesen sein, der bald ein andrer katholischer Edelmann, Joseph von Eichendorff, herrlichsten Ausdruck leihen sollte und die der Mutterboden aller lyrischen Poesie ist, aber auch der Mutterboden aller Mystik.

Auch Clemens August von Droste fühlte sich zum Mystischen und Mysteriösen hingezogen. Er legte ein Buch an, in das er sorgfältig alle prophetischen Gesichte, Wahrträume, Weissagungen, die ihm bekannt wurden, eintrug und nannte es

„Liber mirabilis sive collectio prognosticorum, visionum, revelationum et vaticiniorum etc.“. Das las er immer von neuem und fragte überall herum, ob wieder ein „Dorfkiefer“ etwas gesehen hätte. Auch träumte und sprach er gern von Spuk und Gespenstern und „liebte das gedruckte Blutvergießen“.

Seine geistige Begabung darf man nicht überschätzen. Er war ganz gewiß kein bedeutender Mann. Aber wenn ihm Höhe des Geistes mangelte, so hatte er dafür Tiefe des Gefühls und des Herzens. Und je mehr man sich in ihn hineindenkt, um so reiner und sympathischer wird sein Bild. Es ist kein Zweifel, daß Annette alles, was sie zur Dichterin gemacht hat, ihm und nur ihm verdankt.

Denn die Mutter — — ach, man kann nicht ohne Hochachtung von dieser Mutter reden, aber auch nicht ohne eine leise Bitterkeit.

Sie war eine geborene Freiin von Haxthausen aus dem Hause Abbenburg. Die Familie war im Paderbornischen solange eingesessen, wie die Drostes im Münsterischen. Fraglos waren die Haxthausens auch viel glänzender begabt als die Drostes. Neigten diese mehr nach der Gefühls-, also wenn man so will: nach der dichterischen Seite, so jene mehr nach der Verstandesseite, der wissenschaftlichen. Es scheint ferner, als ob ein Grundzug der Haxthausens ein starker, unruhiger Ehrgeiz war. Sie wollten alle eine Rolle spielen und herrschen. Es gelang ihnen auch meist,

ſich mit ihren Talenten vorzuſchieben und in die erſte Reihe zu ſtellen, doch konnten ſie den Platz nicht lange behaupten, ſei es, daß neue Ziele ſie auf neue Wege lockten, ſei es, daß ihre äußerlich glänzende Begabung eine ſtärkere Prüfung nicht vertrug.

Thereſe Luiſe von Haxthauſen hatte ſich im Alter von 21 Jahren dem Freiherrn von Droſte vermählt. Sie hatte den Haxthauſenſchen Verſtand und war in ihrer Art ohne Zweifel eine kraftvolle Perſönlichkeit, die genau wußte, was ſie wollte. Sie hatte aber auch den Haxthauſenſchen Ehrgeiz, die Herrſchſucht. Sie ergriff die Zügel des Regiments und ſie beſtimmte; ſie fühlte ſich ihrem Gatten und der geſamten Umgebung überlegen. Es war ſelbſtverſtändlich, daß ſie regierte. Sie hätte einen Widerſpruch gegen das, was ſie für richtig befand, wahrſcheinlich nicht mit Zorn und Ärger hingenommen, ſondern mit dem grenzenloſen Staunen, daß man ihr widerſprach. Sie war auch wirklich eine ſo kluge, raſche, tüchtige Hausregentin, wie man ſie nur denken kann. Sie war in Fragen des bon ton oberſte Autorität für den geſamten benachbarten Adel. Man ſchickte ihr die Edelfräulein ins Haus, damit ſie den letzten Schliff bekamen. Sie wäre die geborene Leiterin eines Erziehungsinſtitutes für adlige junge Damen geweſen. Sie hatte einen ſcharfen Blick und einen wunderbaren Inſtinkt für Perſönlichkeiten; ſie lehnte glatt ab, was ihr verdächtig ſchien. Aber

es erſchien ihr alles ein wenig verdächtig, was über ihren eignen Horizont hinausging und mit dem klaren geſunden Menſchenverſtande allein nicht zu faſſen war.

So war ſie bei all ihrer raſchen Klugheit doch auch von harter Beſchränktheit, und ihre ſelbſtbewußte, willensſtarke, leicht zu Heftigkeit geneigte Natur drückte auf ihre Umgebung. Ihre feſte Klarheit hat viel Segen geſtiftet; ihre ſtarre Beſchränktheit viel Unſegen.

Der Ehe entſproſſen vier Kinder. Eine Tochter Marianne, genannt Jenny (geboren 1795). Eine zweite Tochter, eben Annette, die eigentlich Anna Eliſabeth getauft war. Es folgten zwei Söhne: Werner Konſtantin (geboren 1798) und Ferdinand Wilhelm (geboren 1800).

Die ältere Tochter und der ältere Sohn ſchlugen mehr nach der Mutter. Sie waren — beſonders von Jenny wiſſen wir das — weniger hart, aber auch weniger bedeutend, kluge und talentvolle Durchſchnittsmenſchen. Sie heirateten und ſtarben nach freundlich erfülltem Leben.

Ebenſo gehörten die beiden andern zuſammen: Annette und Ferdinand Wilhelm. Dieſer Jüngſte, der Dichterin Lieblingsbruder, war dem Vater nachgeartet, weich, träumeriſch, ein großer Natur- und Muſikfreund. Er ſtarb früh und unvermählt wie Annette.

Von dieſer Annette wird erzählt, daß ſie ſchon als Kind eine ſtarke Phantaſie entwickelt habe, daß ſie Selbſtgeſpräche hielt, daß ſie vor

einem Bild oder Buch in einen ungeheuren inneren Jubel, eine ſelige Verzückung geraten konnte. Dieſe ſtarke Erregbarkeit war bei dem ſchwächlichen Körper um ſo gefährlicher. Und hier konnte die Mutter kraft ihrer Anlagen äußerſt ſegensreich eingreifen.

Sie dämpfte, wo ſie konnte; ſie ließ die phantaſtiſchen Triebe nicht überwuchern und ſchuf Gegengewichte, indem ſie dem unruhigen, flackrigen Kindergeiſte beſtimmte ſolide Ziele wies. Annette (oder, wie ſie kurz genannt wurde: Nette) mußte Handarbeiten machen und die aufgegebene Maſchenzahl ſtricken; ſie mußte die Buchſtaben nachmalen, die ihr die Mutter vorgeſchrieben hatte. Daneben wälzte ſie kurioſe Gedanken in ihrem Köpfchen. Sie überlegte ſich, daß, wenn ſich die Erde drehte, man doch einmal aus dem böſen weſtfäliſchen Klima unter einen ſüdlich warmen Himmelsſtrich kommen müſſe. Darauf wartete ſie mit Sehnſucht. Oder ſie träumte von einem Garten, einem ganz gewöhnlichen Gemüſegarten mit einer langen geraden Allee, und war viele Stunden bitter traurig, weil ſie dieſen Garten ihres Traums nicht betreten konnte. Als die Mutter ihr einſt von ihrer Heimat, den Großeltern, den Bergen im Paderborniſchen erzählte, durchdrang ihr kleines Herz ſolche Sehnſucht, daß ſie mehrere Tage ſpäter, als zufällig bei Tiſch der Name der Großeltern genannt ward, in ein unſtillbares Schluchzen ausbrach.

Das alles zeugt von einer bedenklichen Nervenspannung. Aber die kleine Nette hatte gottlob auch natürlichere Freuden. Die größte war es, wenn sie im Park mit ihrem drei Jahr jüngeren Bruder Ferdinand spielen durfte und beide sich heimlich Schuh und Strümpfe auszogen, um es „den beneideten Kötterkindern" gleichzutun.

Doch wenn die Schwester an den Vergnügungen der Buben — etwa auch am Schlittschuhlaufen — teilnahm, so mußte sie bald auch ihre Arbeit teilen. Sie ward zugleich mit den Brüdern von dem engagierten Hauslehrer, Herrn Wenzelo, unterrichtet und lernte wohl oder übel auch Latein, Griechisch, Mathematik usw. Sie hat später über ihre Sprachkenntnisse an Professor Schlüter geschrieben: „Latein können Sie mir immer schicken, Französisch natürlich auch . . . Holländisch . . . verstehe ich auch. Italienisch und Englisch? schlecht! schlecht! Doch letzteres etwas besser. Ich habe in beiden Sprachen keinen Unterricht erhalten." Immerhin traut sie sich doch zu, sich durch leichte italienische Prosa und englische Dichter ohne Diktionär durchzuschlagen. Griechisch kann sie „elendiglich wenig" und ist in ihren „besten Glanz- und Übungsjahren kaum über die Fibelschützerei" hinausgekommen.

Nimmt man dazu, daß sie daneben Klavier spielte, Handarbeiten machte, zeichnete, so möchte die Liste auf den ersten Blick manchem wohl zu reichlich erscheinen, oder das Freifräulein gar

den Blauſtrümpfen zugezählt werden. Aber ſie hat die Blauſtrümpfe immer gehaßt und überhaupt von den außerhäuslichen Betätigungen der „Frauenzimmer“ nicht viel gehalten.

Und man muß im ganzen der Mutter recht geben: es war vernünftig, daß der ewig hungernde Geiſt des jungen Mädchens, der durchaus beſchäftigt werden mußte, auf den Erwerb ſolider, nüchterner und nützlicher Kenntniſſe gelenkt ward, anſtatt daß er, ſich ſelbſt überlaſſen, auf phantaſtiſche Irrwege geraten wäre. Es iſt auch zweifellos, daß Annette ſelbſt eine ſtarke Lernluſt hatte und den Unterricht *gern* empfing. Denn man hört nichts davon, daß die Schweſter Jenny mit gleicher Gelehrſamkeit gefüttert worden wäre.

Auffallend früh trat bei Annette auch die Neigung hervor, Verſe zu machen. Aus den früheſten Jahren ſind kindliche Reimereien erhalten. Dann ſaßen die beiden Schweſtern wohl zuſammen, jede hatte die Schiefertafel vor ſich, und während Jenny zeichnete, reimte die jüngere Sonne auf Wonne. Sie hat mit feinem Humor ſpäter erzählt, wie ſie ihr erſtes Gedicht, das „Lied vom Hähnchen“, in Goldpapier geſchlagen „der Ewigkeit geweiht“ hätte, — der Ewigkeit, denn ſie war heimlich die verbotene Wendeltreppe in dem alten Turm des Stammhauſes in die Höhe geklettert „bis zum Hahnebalken“ und hatte es dort in den Dachſparren verborgen, wo erſt ſpäte Enkel es finden ſollten. Sie war damals ſieben Jahre alt.

Es ist nicht vonnöten, sich bei diesen kindlichen Reimprodukten aufzuhalten. Die Mutter war vernünftig genug, um kein Wesens davon zu machen, wenn sie auch heimlich von der Schiefertafel und fliegenden Blättchen etwa dreißig solcher Gedichtversuche abschrieb. Bald erwachte in dem intelligenten Mädchen auch die Lesewut. Weißes „Kinderfreund", der die Jugend manches Poeten begleitete, ward eine Lieblingslektüre, und die Lieder, die er brachte, setzte das kleine Fräulein in Musik.

Auch diese musikalische Anlage war ein rein Drostesches Erbteil. Es wird weder berichtet, daß die Mutter, noch daß Jenny und Werner Konstantin sie besessen hätten, aber stark war sie ausgeprägt in den dreien, die mehr nach der Drosteschen Seite neigten: dem Vater, Annette und dem Bruder Ferdinand. Am hervorragendsten befähigt war ein Bruder von Nettes Vater, Maximilian Friedrich, der neben Opern und Streichquartetten auch ein Werk über den Generalbaß verfaßte. Und es ist doch wieder bezeichnend, daß die Dichterin in späteren Jahren einmal die Bemerkung macht, wie sonderbar es sei, daß unter allen Talenten grade die Musik „sich häufig bei scheinbar unbedeutenden Persönlichkeiten einquartiert".

In ihr selbst war die musikalische Befähigung so groß, daß man zweifeln konnte, ob die poetische Begabung sich dagegen würde behaupten können. Ein intimer Freund erzählt, daß Annette

bei ihrem ausgezeichneten Gedächtnis für die Meisterwerke der Tonkunst ganze Opern und Oratorien älterer und neuerer deutscher und französischer Meister auswendig zu singen und auf dem Flügel zu begleiten vermochte; daß sie unzählige Nationalmelodien zu den Stimmen und Liedern der Völker fast aller Erdstriche kannte. Es sind auch Kompositionen Annettens veröffentlicht worden, denen man viel Gutes nachgesagt hat; sie hat ferner Opern geplant; hat Generalbaß studiert; hatte eine schöne Stimme. Jeden Nachmittag mußte sie ihrem Vater vorsingen; noch kurz vor ihrem Tode hatte sie Lust, mit Jenny ein Duett zu üben. Mit 16 Jahren konnte sie bei den abendlichen Gottesdiensten im Pfarrdorf Roxel schon den Organisten ersetzen. Später sang sie auch in einem öffentlichen Konzert in Höxter. Und man erzählt in verschiedener Fassung ein köstliches Geschichtlein, wonach sie durch eigne im Geist des Mittelalters gehaltene Melodien bedeutende Kenner mystifiziert habe.

Dabei mag schon hier auf eine interessante, nicht eben seltne und doch schwer erklärliche Tatsache hingewiesen sein. Dieselbe Annette, die so außerordentlich musikalisch veranlagt war, hat in ihren Versen eher etwas Hartes und Brüchiges, als Weiches und Fließendes; sie hat selten oder niemals Melodie und Wohllaut der Sprache. Sie teilt das mit andern Poeten, die der Tonkunst auch nahestanden. Und wiederum ist die herrlichste Musik der Verse gerade von diesen er-

reicht worden, die der eigentlichen Musik fast schroff und ablehnend gegenüberstanden. Heinrich Heine — um nur ein Beispiel von Dutzenden zu nennen — hat sein Leben lang nichts von dieser Schwesterkunst der Poesie wissen wollen. Und doch: wer hat den Klang seiner Verse übertroffen?

Vor Dichtung und Musik trat das Zeichnen mehr zurück. Aber ganz vernachlässigt ward es auch nicht, und wie Hermann Hüffer berichtet, sind „die Hefte und Gedenkbücher Annettens mit zahlreichen, zum Teil recht charakteristischen Zeichnungen gefüllt". In einer verwandten Kunstfertigkeit brachte sie es noch weiter. An Levin Schücking schreibt sie einst, sie hätte so viel Abschiedsgeschenke erhalten, die erwidert werden müßten, daß sie blutarm dadurch werden würde, „wenn ich mir nicht mit dem Dir so verhaßten Ausschneiden teilweise durchhelfe". Sie besaß nämlich eine ganz außerordentliche Fertigkeit darin, aus weißem Papier „Figuren und Landschaften auszuschneiden, denen sie durch einen Druck mit der Schere ein plastisches Aussehen gab". Man wird an die drolligen Basteleien und Randzeichnungen Mörikes erinnert.

Diese Fülle der Talente und Talentchen konnte leicht in Haxthausenscher Art zu einer glänzenden Zersplitterung führen. Ich bin der festen Überzeugung, daß sie es in manchem Betracht auch getan hat. Hier lag einer der wirkenden Gründe — über die andern wird später zu sprechen

ſein —, die Annettens ſo merkwürdig ruckweiſes, oft zuſammenhangloſes Schaffen, das in vielen und gerade den beſten Jahren ausſetzt, verſchuldet haben.

So verliefen in äußerer Ruhe, aber geiſtiger Angeregtheit die Jugendjahre auf Hülshoff. Hier hat die Dichterin, wie alle Landkinder, die innige Verbindung mit der Natur gefunden; hier hat, was Julian Schmidt ſich nicht erklären kann, das Freifräulein ſich auch ganz in die niedrigen Volkskreiſe eingelebt, ſo daß ſie mit meiſterhaftem Realismus ſpäter ihre „Judenbuche“ ſchreiben konnte. Auf dem Dorfe rückt ſich eben alles näher. Das Familienleben ſpielte ſich — ob auch Vater und Mutter im Grunde die Rollen getauſcht hatten — in einfach-gemütlichen Bahnen ab. Es gab neben dem Hauslehrer einen Hauskaplan, der die Andachten hielt; es gab ein gemeinſames Morgen-, Abend- und Tiſchgebet. Auch ſpäter hielt Annette an dieſen frommen Bräuchen feſt und ſoll auch in Geſellſchaft und in Gegenwart Anders- oder Nichtgläubiger niemals das Tiſchgebet verſäumt haben.

Natürlich ward auch ein reger geſelliger Verkehr mit Freunden und Verwandten gepflegt. Im zwei Stunden entfernten Münſter hielt vor allem die intereſſante Seelenfiſcherin, die Fürſtin Gallitzin, mit ihren Getreuen Hof, eine Dame von zärtlicher Frömmigkeit und romantiſch-religiöſer Schwärmerei, die immer in ſanfter Aufgeregtheit leben mußte, ſich mit Dichtern umgab,

Hamann in ihrem Garten begraben ließ, als Diotima Hemsterhuis' bekannt ist und den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg, den die Gegnerschaft gegen rationalistische Nüchternheit zum andern Extrem getrieben, an Seilen der Seelenfreundschaft ganz zum Katholizismus herüberzog. Sowohl mit der Gallitzin wie mit den Stolbergs verkehrten die Drostes. Wir wissen, daß beide in Hülshoff zu Gaste waren; wir wissen auch, daß Graf Stolberg, als die zehnjährige Annette einst bei einer theatralischen Aufführung erfolgreich mitgewirkt hatte, an die Mutter einen gutgemeinten, aber salbadrigen und überflüssigen Brief richtete, in dem er vor ähnlichen Produktionen warnte und mit dem übertriebenen Eifer des Konvertiten die „Moral des Evangeliums" gegen die „weltliche Moral" ausspielte.

Interessanter als diese Begegnungen mögen für das Kind die Tage und Wochen gewesen sein, die es bei Großeltern und Verwandten verleben durfte. Auf allen Gütern ringsum im Münsterischen und Paderbornischen saßen ja diese Verwandten. Später hat Annette oft gejammert, daß sie ruhelos und einem Kometen ähnlich auf Besuchstouren im Lande umherschwirren mußte. Dem kleinen Mädchen dürfte es aber gefallen haben. Besonders wichtig wurden die häufigen Besuche in Bökendorf und Apenburg, auf den Haxthausenschen Gütern, wo die Großeltern wohnten. Im schwer bepackten Familienwagen wurde von Hülshoff aus ins Paderbornische

hineinkutſchiert. Und vor allem an die Großmutter (eigentlich die Stiefgroßmutter, eine geborene Freiin von Wendt-Papenhauſen) ſchloß ſich Annette ſehr an. Es war eine ſo fromme Dame, daß ſie in den Ruf der Heiligkeit kam. Sie nahm auch an den kindlichen Dichtverſuchen regen Anteil und wies natürlich die kleine Verskünſtlerin vornehmlich auf das Religiöſe. Wie wir ſehen werden, verdankt ihrer Anregung ein Werk ſein Entſtehen, das Annette bis zuletzt beſchäftigt hat.

Durch die zwei Söhne des Hauſes, Werner und Auguſt, die Brüder der Frau von Droſte, ward wieder eine Verbindung mit einem ganz anders gearteten Kreiſe geſchaffen. Beide ſchwammen im Strome der nationalen Romantik und waren vor allem mit den Gebrüdern Grimm befreundet. Bei einem Beſuch in Bökendorf hat Wilhelm Grimm auch Jenny und Annette von Droſte kennen gelernt. Die Mädchen ſammelten nun fleißig Material für die Kinder- und Hausmärchen, und manches ſchöne Stück verdankte man ihnen. Auf der Suche danach wird Annette in noch engere Beziehung zum Volke getreten ſein. So ſchreibt ſie ihrem Onkel Auguſt, für deſſen geplante Volksliederſammlung ſie Beiträge aus dem Münſteriſchen ſchicken ſollte, daß ſie „allen alten Weibern des Kirchſpiels die Cour gemacht“ habe. Und auch zu Ludwig Uhlands „alten hoch- und niederdeutſchen Volksliedern“ hat ſie einige Stücke beigeſteuert. Sie war bei aller

Frühreife noch nicht vorgeschritten genug, um die Bekanntschaft mit den Grimms, die Vertrautheit mit Märchen und Liedern des Volkes für ihre eigne Poesie fruchtbar zu machen. Es ist aber mit Recht darauf hingewiesen worden, daß sich viel später doch Einwirkungen schönster Art zur Geltung bringen. Nicht nur, daß es Annette selbst gelang, den Volkston täuschend genau zu treffen — sie hat vor allem aus der Fülle des volkstümlichen Wortschatzes geschöpft und so eine Kraft und Unverbrauchtheit der poetischen Diktion erlangt, wie nur wenige außer ihr.

Noch eines Mannes ist zu gedenken, der literarisch wohl den stärksten und direktesten Einfluß auf die junge Annette geübt: das war der Hainbunddichter Anton Matthias Sprickmann. Zwar: er selbst dichtete längst nicht mehr, aber „der lieben Gespielin seiner Jugend, dem Mädchen von dem Parnasse", galt seine Liebe noch immer. So unterstützte er junge Talente gern. Und wenn die Jugendgedichte Annettens plötzlich — etwa um 1813 — in eine wesentlich andre Manier fallen, so dürfte man vielleicht den Sprickmannschen Einfluß dafür verantwortlich machen. Es scheint, als ob er das Freifräulein auf Schiller verwiesen habe. Es entstehen trockne, würdige, philosophische Lehrgedichte. Es entsteht aber auch ein wärmeres patriotisches Poem „Das befreite Deutschland", das sich von den üblichen Siegesgesängen schon unterscheidet, wenn auch nur erst gedanklich:

„O Germanien, meine Heimat ſchön!
Sieh, der Tiger flieht vom Raube,
Und mich täuſchte nicht mein Glaube;
Der Allmächt'ge hat erhört mein Flehn
Und dies Auge hat Dich frei geſehn!
Doch verzeih' der Träne, daß ſie rinnt,
Iſt gleich frei Dein Arm von Ketten,
O Germanien, Du Heldenkind,
Konnteſt ſelber Dich nicht retten . . ."

Als 1814 Sprickmann nach Breslau überſiedelte, blieb der damals 65jährige mit ſeiner jungen Freundin in Briefwechſel. Und es iſt ſicher, daß Annette ihm viel verdankt.

Nicht das verdient Hervorhebung, daß er ſie etwa auf Schiller gewieſen. Sondern daß ſie in ihm zum erſtenmal einen Freund gewann, der immerhin mit dem eigentlichen literariſchen Leben Verbindung und ein literariſches Urteil hatte. Man kann ihre Familie ſo hoch veranſchlagen, wie man will: es gab keinen darin, der ihr ein Ratgeber hätte ſein können. Die vortrefflichen Leute hatten kein Fünkchen poetiſchen Verſtändniſſes, was ihnen auch niemand übelnehmen wird. Es ſteht damit nicht in Widerſpruch, daß die Mutter Annettens ſelber Gelegenheitsverſe machte. Sie haben auch ſpäter der reifen Dichterin einen gewiſſen paſſiven Widerſtand entgegengeſetzt. Mit freundlicher Verſtändnisloſigkeit haben ſie Annettens Verſe mit angehört, haben den Inhalt darauf taxiert, ob er irgendwie der Familie Verlegenheit bereiten könne und haben nie — oder erſt in den letzten Jahren,

als immer ſtärker das Echo aus der Ferne ſchallte — geahnt, daß ihre liebe Nette ein Genie war, daß auf der Stange in ihrem Vogelhaus ein Adler ſaß. Ganz geglaubt hat es vielleicht aber auch dann keiner.

Da kam Sprickmann. Einerlei, ob ſein Geſchmack einſeitig war — zum erſtenmal nahm ein in der Literatur bekannter Mann, der doch auch ein freier und tüchtiger Menſch geweſen zu ſein ſcheint, ein tieferes Intereſſe an den dichteriſchen Verſuchen des jungen Mädchens; einer, der nicht nur mütterlich oder geſchwiſterlich geduldig zuhörte, ſondern mit wirklicher Teilnahme, der ermunterte, kritiſierte, vielleicht Aufgaben ſtellte, auf Muſter hinwies. Und Annette wußte mit einem Male, für wen ſie ſchrieb. Wir werden ſehn, wie in raſcher Folge Dichtungen entſtehn. Wie ihr Talent, in überraſchendem Aufſchwung begriffen, nach Höhen zu ſtreben ſcheint, die ſie nachmals vielleicht nicht ganz erreicht hat.

Aber wir werden auch ſehn, wie urplötzlich in den beſten Jahren die ganze Produktion ſtockt — das Rätſel aller Literaturhiſtoriker. Das Rätſel iſt leicht zu löſen. Nichts ſpricht — vom literariſchen Standpunkt — ſo gegen die Familie, wie dieſes plötzliche Brachliegen aller Fähigkeiten nach glänzenden Anſätzen. Eigentlich haben wir nur zwei überraſchende Schaffensperioden in Annettens Leben, in denen ſich faſt jäh alle Keime erſchließen. Und wir ſehen immer, daß

das unter dem belebenden Strahl einer verständnisvollen Teilnahme geschieht. Wenn sich Jahre um Jahre hindurch nichts entfalten konnte und wollte, so lag der Hauptgrund eben darin, daß diese belebende Teilnahme fehlte. Das läßt doch auch einen Rückschluß auf die Familie zu.

Und weiter: wenn man die Briefe liest, die Annette an Sprickmann geschrieben hat und damit etwa die Episteln vergleicht, die sie ihrer Mutter zukommen läßt, dann fällt einem etwas Merkwürdiges auf. An diese literarischen Freunde, an Sprickmann, an Schlüter, vor allem an Schücking — von den beiden letzteren werden wir später hören — schreibt das Fräulein die reinsten Liebesbriefe. Das heiße Herz kann sich gar nicht genug tun in Zärtlichkeitsausdrücken. An die Mutter schreibt Annette mit einer herzlichen Gemessenheit und Zurückhaltung, ungeheuer vernünftig, mit sittlichen Vorsätzen gepflastert, wie jemand, der vor dem Adressaten ein wenig Furcht hat und durch bescheidne, vernünftige Würde sich ins beste Licht setzen möchte. Und da das Fräulein sich immer etwas auf die Menschen, mit denen sie schriftlich plaudert, stimmte, so kann man aus dem Ton der Briefe stets auf den Charakter der Empfänger schließen.

Jedenfalls: unter dem herzlichen Interesse Sprickmanns erblüht eine ganze Reihe von Dichtungen, in denen allmählich neben die konventionellen Züge mehr und mehr Originelles und

Eigenes tritt. Man wird daneben den Einfluß der Entwicklungsjahre in Anschlag bringen müssen. Aus dem Kinde ward die Jungfrau; das wunderlich unruhige Gären, die zielloſe Sehnſucht, die Phantaſieerregungen jener Zeit befielen das intelligente, nervöſe, leicht überreizte Mädchen begreiflicherweiſe mit beſondrer Stärke. Sie ging in innerer Unruhe umher, es ſtellte ſich ein Übelbefinden ein, das auf zu vieles angeſtrengtes Singen zurückgeführt wurde; ſie magerte ab, ward immer blaſſer, verlor allen Appetit und glaubte in der immerwährenden Mattigkeit und Niedergeſchlagenheit an einen baldigen, durch Auszehrung herbeigeführten Tod. Ein Schwindſuchtskeim ſcheint ſowieſo in der Droſteſchen Familie gelegen zu haben. Und wenn ſich Annette durch ein paar Wochen Faulenzen auch wieder erholte — von nun ab ſteht ihr ganzes ferneres Leben unter dem Zeichen des „krank, krank, immer krank!“

In dieſer Zeit, wo das Weib in ihr erwachte, wo die poetiſchen Schwingen wuchſen, fühlte ſie auch zum erſtenmal die Enge des Kreiſes, in den ſie gebannt war. Der Adler wollte fliegen. Er ſtieß ſich die Bruſt wund an dem Gitter des Vogelhauſes. Ein Gedicht der Neunzehnjährigen gibt da wertvollen Aufſchluß. „Es malt vollkommen“, ſagt Annette ausdrücklich, „den damaligen und auch den jetzigen Zuſtand meiner Seele.“ Wohl hat es noch ganz Schillerſche Diktion, aber es hat dabei den heißen Ton

eines Herzensbekenntnisses. Man fühlt, daß es echt ist. In diesem „Unruhe“ betitelten Gedichte möchte das Fräulein „kreisen auf unendlichem Plan“ mit den wogenden Seglern, wie ein Vogel fliehn weit, o weit:

„Und noch weiter, endlos, ewig neu
Mich durch fremde Schöpfungen voll Lust
Hinzuschwingen fesselllos und frei, —
O das pocht, das glüht in meiner Brust.
Rastlos treibt's mich um im engen Leben
Und zu Boden drücken Raum und Zeit;
Freiheit heißt der Seele banges Streben,
Und im Busen tönt's Unendlichkeit.“

Aber sie preßt die Hand aufs zitternde, glühende, törichte Herz: sei still und lerne Dich bescheiden, Dein Sehnen ist vergeblich, Dein Schmerz fruchtlos, Deine Tränen hadern mit der Unmöglichkeit.

Am seltsamsten jedoch ist der Schluß des Poems. Der leitende Gedanke ist schon beendet, mit den resignierenden Worten: „Wandrer auf den Wogen, fahret wohl!“ ist der natürliche Abschluß gegeben. Aber als ob es der Dichterin plötzlich zum Bewußtsein kommt, wie furchtbar es ist, daß sie alle ihre Sehnsucht so begraben soll, schreit sie in Empörung auf:

„Fesseln will man uns am eignen Herde,
Unsre Sehnsucht nennt man Wahn und Traum!“

So jäh, unvermittelt, die ganze Komposition des Gedichtes zerstörend tritt dieser Schrei auf, daß man auch daraus auf seine menschliche Echtheit schließen kann.

Und wie eine Erläuterung zu diesen Versen der Neunzehnjährigen klingt ein Brief der Zweiundzwanzigjährigen: „O, mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen.“ Und sie gesteht, daß kein Tag ohne eine schmerzlich-süße Aufregung vergeht. „Entfernte Länder, große, interessante Menschen, von denen ich habe reden hören, entfernte Kunstwerke u. dgl. m. haben alle diese traurige Gewalt über mich. Ich bin keinen Augenblick mit meinen Gedanken zu Hause, wo es mir doch so wohl geht . . . Ein Zeitungsartikel, ein noch so schlecht geschriebnes Buch, was von diesen Dingen handelt, ist imstande, mir die Tränen in die Augen zu treiben; und weiß gar jemand etwas aus der Erfahrung zu erzählen, . . . o mein Freund, dann ist meine Ruhe und mein Gleichgewicht immer auf längere Zeit zerstört, ich kann dann mehrere Wochen an gar nichts anderes denken, und wenn ich allein bin, besonders des Nachts, . . . so kann ich weinen wie ein Kind und dabei glühen und rasen, wie es kaum für einen unglücklich Liebenden passen würde.“

„Wenn ich allein bin“ — — die Ihren durften das Glühen und Rasen nicht sehn. Sie hat solche Beichten auch später immer nur Freun-

den abgelegt, weil sie doch bei den Fernen wohl das Verständnis zu finden hoffte, das sie in der Nähe nicht fand. Man wird gewiß einen Teil dieses „Hinauswehs", dieser Gedrücktheit durch die Enge des Elternhauses auf das Konto der ja immer von unklaren Wünschen begleiteten Entwicklungs- und Übergangszeit setzen dürfen. Aber doch nur eben einen Teil. Es ist gewiß, daß Annette damals in Schmerzen die engen Grenzen erkannte, die ihr gezogen waren, daß sie klar empfand den Gegensatz zwischen sich und den Angehörigen, die sie liebte, die gut zu ihr waren, denen aber ein Verständnis für Tiefergehendes abging. Nicht Wochen und Monate, sondern Jahre hat sie so in der Stille mit sich gekämpft. Sie hat gekämpft in solcher Herzensangst; sie war eine viel zu gute Tochter, um sich nicht Vorwürfe zu machen, daß sie undankbar gegen die Ihren sei, gegen das Elternhaus, in dem sie es doch gut hatte. Und nicht nur aus Furcht des Nichtverstandenwerdens, auch aus der Furcht, ihre Eltern zu betrüben und undankbar zu erscheinen, hat sie wohl all diese Kämpfe in sich verschlossen, ist zu Fremden damit geflüchtet, hat zu Hause gelächelt und verheimlicht, daß sie nachts, wenn ihre Nächsten friedlich schliefen, mit sich rang und ihr wundes Herz pflegte.

Es wird auch von einer unglücklichen Liebe des Freifräuleins erzählt. Sie soll einem Arzte gegolten haben, „aber Annettens Pietät habe es ihr unmöglich gemacht, sich gegen bestehende

Schranken aufzulehnen und mit den Ihrigen sich in Widerspruch zu setzen". So hätte sie entsagt.

Ganz sicher ist diese Geschichte nicht verbürgt, aber sie wird nicht nur von demjenigen erzählt, dem die verschlossene Annette noch am ersten eine derartige Andeutung hätte machen können, sondern es ist auch aus psychologischen Gründen kein Zweifel an ihr erlaubt. Es wäre seltsam, wenn eine Feuerseele, die so „glühen und rasen" kann, die es im „Geistlichen Jahr" ausspricht, daß sie „auch vor anderen glühend jede Erdenluft berührt", die eine Liebesfülle auf ihre Freunde ausschüttet, niemals die mächtigste Herzensregung gefühlt hätte. Und wenn ein direktes dichterisches Zeugnis dafür auch nicht vorliegt, so will das weiter nichts besagen. Denn diese Annette, die selbst in einem so harmlosen Poem wie es „Der zu früh geborene Dichter" ist, aus dem „ich" ein „er" macht, die in einer spröden Keuschheit alles objektiviert — sie würde sich eher die Zunge abgebissen haben, ehe sie ihr heiligstes Herzensgeheimnis preisgegeben hätte — noch dazu eins, dessen sie sich vor ihren Verwandten geschämt hätte. Sie hat ein Gedicht geschrieben „Ein braver Mann". Der Held entsagt einem Glücke, das sein Leben hell gestaltet hätte, zugunsten der Verwandten; er lebt seiner Kunst, er duldet, er schweigt:

„Nie hat auf der Begeistrung Höh'
Sein schamhaft Schweigen er gebrochen,

Und keine Seele hat gesprochen
Von seinem schweren Opfer je."

Man braucht das nur ins Subjektive umzusetzen.

Nein, es ist kein Zweifel, daß Annette geliebt hat. Der müsse „gar arm" oder „gar jung" sein, sagt sie in der „Schlacht im Loener Bruch", der nie vom ersten Strahle der Liebe überglänzt worden! Das einzige, was man gegen die Annahme einer solchen Jugendneigung ins Feld führen könnte, wäre nur, daß sie ganz außerordentlich früh, etwa im fünfzehnten, sechzehnten Jahre, hervorgetreten sei. Aber wir wissen ja, daß Annette über ihr Alter reif war, und es ist nie beachtet worden, daß sie selbst in dem Gedicht „Junge Liebe" dem blonden, scheuen Mädchen, das „frommer Eltern heftiges Kind" ist wie sie und das ihr Herz entdeckt, „kaum 15 Jahre" gibt.

Auch die in jener Zeit entstandenen größeren Dichtungen — ihre ersten größeren — reden für jeden, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, eine deutliche Sprache. Da ist zunächst ein an sich bedeutungsloses, nie vollendetes Trauerspiel „Bertha", bei dem man sich nicht aufzuhalten brauchte, wenn die Heldin nicht in manchem Betracht Annetten ähnelte. Sie hat alle die gärenden und drängenden Empfindungen mitbekommen, das „unbegreifliche Sehnen"; sie fühlt sich krank, nur im stillen Träumen liegt ihr Glück, sie denkt allzuviel, ist oft allein, durch-

wacht die Nächte und fühlt sich im Widerstreit zu ihrer Familie. Die häusliche, nur für ihre weiblichen Pflichten lebende Schwester warnt sie davor, die der Frau gesteckten Grenzen zu überfliegen; die Mutter mahnt noch eindringlicher vor „wilder Schwärmerei", vor den „Bildern einer wilden Phantasie", die den trunknen Geist aus des Lebens stillem Kreise hinwegziehn und die doch vor der schaurigen Wirklichkeit zerstieben müssen.

Aber Bertha-Annette bittet, ihr nicht die „kurzen Stunden" ihres Glücks zu rauben. Die Stellung der jungen Dichterin innerhalb der Familie wird dadurch klar beleuchtet, aber noch bedeutsamer ist es, daß die Heldin des Trauerspiels heimlich und hoffnungslos liebt. Hoffnungslos, weil der Geliebte nicht ebenbürtig ist, und die Eltern eine solche Verbindung nie zugeben würden.

Ein ganz ähnliches Motiv findet sich in der zweiten, ungleich wertvolleren poetischen Leistung des Fräuleins, in dem epischen Gedicht „Walther". Nur daß die Rollen hier vertauscht sind. Hier ist es der Mann, der Ritter, der ein nicht ebenbürtiges Mädchen liebt und dessen Hoffnung durch den eignen Vater vernichtet wird. Und in beiden Dichtungen, die mit mannigfachen Unterbrechungen das Fräulein etwa vom siebzehnten bis zum zweiundzwanzigsten Jahre beschäftigt haben, bietet sich den unglücklich Liebenden der gleiche Ausweg: Weltflucht, Flucht ins Kloster. Es ist

nicht anzunehmen, daß hier nur ein literariſcher Nachhall der tränenreichen Siegwart-Epoche vorliegt. Sondern die Wiederholung des gleichen Themas in zwei auseinanderliegenden, im Stil verſchiednen Werken ſpricht unzweifelhaft dafür, daß Annette ſelbſt in dieſen Gärungsjahren den Gedanken an einen etwaigen Eintritt ins Kloſter mit ſich herumgetragen, wenn auch den Ihren vielleicht verheimlicht hat. Der ſtrengen Katholikin mochte dieſer Gedanke näher liegen, als andern, aber ihr ſcharfer Verſtand erkannte bald, daß das Kloſter ihr nicht würde helfen können.

Von dem dritten Jugendwerke endlich, der „Ledwina", iſt nur ein Fragment erhalten. Es ſollte eine größere Novelle reſpektive ein Roman werden. Man ſieht auch an dieſem ſteten Wechſel der Form, wie unruhig Annette hin- und hertaſtet. Auf das Drama ein Epos, auf das Epos der Roman. Die beiden erſteren waren reichlich weitläufig, aber der Vers bewirkte doch immerhin eine gewiſſe feſtere Bindung, eine ſtärkere Konzentration. Die erſte Proſa mußte dagegen formlos verlaufen. So nimmt die ungeheure Weitſchweifigkeit nicht ſonderlich Wunder. Das Thema — wenn man überhaupt davon reden kann — iſt wenig erquicklich. Wahrſcheinlich ſollten die Liebe und der Tod zweier unheilbar an „Bluthuſten" leidenden Menſchen geſchildert werden. Das Fragment iſt nur wichtig, weil ſich darin zum erſtenmal, und gleich

in ſtärkſter Übertreibung, all die ungeſunden Züge der Droſteſchen Kunſt zeigen, einer Kunſt, die zuzeiten doch eine ſolche der kranken Nerven wird, die das Pathologiſche ſtreift, die „wollüſtig an des Grauens Süße“ ſaugt. Man hat in „Ledwina“ auch wieder die Gegenüberſtellung der beiden ungleichen Schweſtern wie in „Bertha“, und es iſt erklärlich, daß die über ihre Jahre reife Annette, die nach eigenem Geſtändnis „ſich immer gerne zu Älteren gehalten“, ſich ſelbſt oder vielmehr ihr poetiſches Abbild in beiden Werken auch zur älteren Schweſter ſtempelte — zu der älteren, die immer entſagen muß, während die jüngere der höchſten Lebenserfüllung entgegengeht. Und wie Annette im „Walther“ von dem „Gott“ (der Liebe) geſprochen hat, „dem jeder Buſen Opfer brennt“, ſo geſteht ſie in Ledwina durch den Mund der Entſagenden: „Ach, Thereſe, Du wirſt ſehr glücklich ſein, das ſag' ich frei und ſchäme mich nicht. Wir ſuchen doch einmal alle, wenn ſchon meiſtens inkognito . . .“ War aber früher die Nichtebenbürtigkeit des einen Teiles der Grund, der die Liebe hoffnungslos machte, ſo iſt es hier die ewige Krankheit, der „erbärmliche“ Körper. Es braucht dabei kaum daran erinnert zu werden, wie das Freifräulein zu leiden hatte. Sie konnte vom „Walther“ ja nicht einen halben Geſang ſchreiben, ohne einen „Anfall“ zu bekommen: die böſen Kopfſchmerzen wechſelten mit Augenentzündungen und andern weniger gefährlichen, als peinigenden

Krankheiten ab, und den „Bluthuſten“ und die Todesahnungen des Liebespaares in „Ledwina“ kannte ſie ja auch. Noch mehr: der Wahnſinn, der in dem Romanfragment ein beliebtes Geſprächsthema abgibt, ſcheint auch ſie geſchreckt und vor ihr geſtanden zu haben. Denn in manchem Gedicht verrät ſie ihre Todesangſt, in Geiſtesgeſtörtheit zu fallen:

„O Gott, ich kann nicht bergen,
Wie angſt mir vor den Schergen,
Die Du vielleicht geſandt,
In Krankheit oder Grämen
Die Sinne mir zu nehmen,
Zu töten den Verſtand!

Es iſt mir oft zu Sinnen,
Als wolle ſchon beginnen
Dein ſchweres Strafgericht;
Als dämmre eine Wolke,
Doch unbewußt dem Volke,
Um meines Geiſtes Licht.“

Dieſes todesbange Gedicht ſteht im „Geiſtlichen Jahr“, einem großen Liederzyklus, deſſen (kleinere) erſte Hälfte etwa 1818—1820 entſtand. Die Großmutter in Bökendorf, die Heilige, hatte die Anregung dazu gegeben: ſie wollte gern ein paar fromme Lieder für ſich, und Annette war gefällig, wie immer, wenn Verwandte oder Freunde etwas von ihr erbaten. Später wurde ſie beſtimmt, den Zyklus fortzuſetzen. Und waren die erſten Lieder doch eben für die Großmutter, ſo ſchrieb

Annette die folgenden aus ihrem eignen Herzen heraus.

Wie kam sie darauf? Welche Brücken führen von der „Ledwina“ zum „Geistlichen Jahr“?

Man würde den Einfluß der frommen Großmutter überschätzen, wenn man ihren Wunsch als allein ausschlaggebend ansähe. Auch ein eignes Herzensbedürfnis muß das Fräulein hier geführt haben. Man stelle sich den Zustand der jungen Annette vor: ein krankes, glühendes, von den Ihren nicht verstandenes Herz, ein Menschenkind, das sich ringsum wundstößt an der Enge, das ein irres Hinausweh hat, das aber lächelt, um die Seinen nicht zu betrüben; ein Menschenkind, das ewig krank ist, ewig von marterndem Kopfschmerz geplagt wird und bei dem unklar gärenden Gefühl, dem allzu vielen Denken schließlich wahnsinnig zu werden fürchtet. Es gab da nur drei Erlösungsmöglichkeiten: durch die Liebe, durch die Kunst, durch die Religion.

Die Liebe — — da sahen wir, wie das Freifräulein verzichten mußte. Der natürliche Ausweg war ihr verschlossen, nicht nur durch die Familie und die Verhältnisse, nicht nur durch ihre Krankheit, doch auch durch ihr eignes Empfinden. Eine andre hätte sich empört und aufgelehnt — in ihr, die das Wort gesprochen: „Nichts reißt des Blutes Fäden los“, war zu viel „Pietät“, zu viel Adels- und Familienbewußtsein, daneben auch ein (manchmal unheim-

lich zerſetzender) ſcharfer Verſtand, der das heiße Herz korrigierte und zügelte. Die Pforte war geſchloſſen.

Da war eine zweite offen in der Kunſt, allgemeiner: in geiſtiger Betätigung. Annette verſuchte es damit. Aber auch hier ſtieß ſie bald auf Schranken. Die allgemeine Verſtändnisloſigkeit der Umgebung wäre zu ertragen geweſen. Doch es iſt ganz unzweifelhaft, daß ihr nicht nur paſſiver, ſondern auch aktiver Widerſtand entgegentrat. Gegen ein „bißchen Dichten" hatte die Familie nichts einzuwenden, aber als aus der bloßen Liebhaberei heiliger Ernſt werden wollte, da wird ſich beſonders die Mutter, die noch der vierzigjährigen Tochter nur widerſtrebend die Erlaubnis zur Herausgabe eines noch dazu anonymen Gedichtbändchens gab, ſtark dawidergeſetzt haben. Und den ſtärkſten Bundesgenoſſen fand ſie auch hier wieder in Annettens „Pietät", die man *vielleicht* bewundern, *ſicher* beſtaunen muß. Es war nicht nur dies, daß die Tochter nie und nimmer der Mutter ungehorſam geweſen wäre. Nein, ſie kämpfte aus lauter „Pietät" auch gottgeborne Gaben nieder. Sie verſuchte ihre Phantaſie, ihren Verſtand an die Leine zu legen. Dieſer grübelnde, zerſetzende Verſtand, dem ſie in den „Geiſtlichen Liedern" immer von neuem flucht, riß ihr gleichſam manchmal aus; er machte dann vor nichts Halt, nicht vor den traditionellen moraliſchen und geſellſchaftlichen Begriffen, die für Eltern und Geſchwiſter

etwas unantaſtbar Heiliges waren, noch ſelbſt vor den chriſtlichen Dogmen, dem Glauben. Bis dann Annette, gleichſam erwachend, ſich vor einem furchtbaren, ſchwindelerregenden Abgrund befand, und nirgends mehr feſter Grund war, worauf ihr Fuß treten konnte. Dann lenkte ſie entſetzt und verzweifelt zurück, hätt' ſich am liebſten geißeln mögen wie eine von ſündigen Zweifeln erfaßte Nonne, drückte die Augen zu und ſprach ſich immer wieder vor, daß ſie ſchlecht und undankbar ſei, und wie vortrefflich alles eingerichtet wäre, und daß ſie ſich ein Beiſpiel nehmen müſſe an ihren zufriednen, fröhlichen, gläubigen Eltern und Geſchwiſtern. Man ſieht: es gab doch auch hier kein Weiterkommen. Denn der Weg, der zu einer Freiheit hätte führen können, führte über alles hinweg, was ihre „Pietät" reſpektierte, kehrte ſich nicht an Tradition und Dogma, war eben deshalb für ſie nicht gangbar. Lieber ſchlug und beugte ſie ſ i ch, ihre Phantaſie, ihren Verſtand, als eben die Tradition und das Dogma, die den Ihren heilig waren. Hin- und hergezerrt, ſich ſelbſt marternd, krampfhaft ſich feſtklammernd an die Schranken ringsum, an denen ſie ſich doch wieder blutig ſtieß, ihre Kraft erſchöpfend in einem Kampfe gegen die eigne Feuerſeele, immer wieder ſiegend, aber doch nicht ſtark genug, um ihren Geiſt ganz zu feſſeln und ihm die Adlerflüge in ſchwindelnde, verbotne Höhn zu verwehren — — man begreift, daß ſie manchmal für ihren Verſtand fürchtet.

Doch wo alles andre versagte, konnte vielleicht die Religion helfen. Hier war sie mit ihrer Familie eins, hier setzte ihr nichts Schranken. Sich ausliefern mit gebundenen Händen, sich zum Glauben zwingen, sich gleichsam hypnotisieren, daß man nichts andres mehr sah! Das ist ungefähr der Seelenzustand der Droste. Der Gedanke an die Flucht ins Kloster, der in „Bertha" und „Walther" stark hervortritt, gewann so Macht über sie, daß sie sich gleichsam selbst ein Kloster baute und sich darin gefangen setzte. Sie hat ein wundervoll charakteristisches Wort in dem Briefe gesagt, den sie der Mutter über ihre geistlichen Lieder schreibt: daß nämlich „ein immer erneutes Siegen in immer wieder auflebenden Kämpfen" ihr „das einzig zu Erringende, und ein starres Hinblicken auf Gott das einzig übrige Ratsame" scheine.

Das „starre Hinblicken auf Gott" ... ich sprach vorhin von einer Selbsthypnose, einer Autosuggestion. Annette wollte glauben, koste es, was es wolle. Deshalb ist eine ängstliche Krampfhaftigkeit in ihrem Glauben, keine sichre Fröhlichkeit. Und immer wieder ein Zweifeln und Verzweifeln, ein Sich-Geißeln und Sich-Anklagen, weil die Gedanken sich nicht bändigen ließen, weil die starr auf das Kreuz gerichteten Augen doch immer von neuem abirrten. Ihr späterer Freund, der fromme Schlüter, hat es nie begreifen können, daß der Glaube, der ihn erhob und erquickte, das Fräulein geradezu nieder-

zudrücken schien. Aber im Grunde sollte er nichts anderes. Er sollte nicht Flügel lösen, sondern Flügel, die gar zu hoch schweben wollten, binden; er sollte die Kette sein, die den Adler in der Enge fesselte, und das Licht, das die Enge erträglich machte.

Man mag sich danach die geistlichen Lieder denken, nicht die wenig individuellen, aus dem frommen Sinn der Großmutter herausgesungenen, sondern die Lieder des „Geistlichen Jahres". Da trifft man weder den sieghaften Trutz und die herrliche Gefühlsmacht Luthers, noch die fromme Gläubigkeit Gerhardts, noch die süße Innigkeit eines Novalis. Nur das verzweifelte Sich-Wehren eines Kämpfers gegen Anfechtungen aller Art. Keins dieser Lieder hat sich entfalten können zu einem Lied der Gemeinde. Denn keins ist aus großem natürlichem Glauben geboren, der, wie Annette sagt, doch stets „eine besondre wunderbare Gnade Gottes" ist, „die auch das heißeste Gebet nicht immer herabruft". Für alle sehr frommen Menschen, charakterisiert das Fräulein die eignen Schöpfungen weiter, sind sie völlig unbrauchbar, „denn ich habe dem Buche die Spuren eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes mitgeben müssen ... Es ist für die geheime, aber gewiß sehr verbreitete Sekte jener, bei denen die Liebe größer wie der Glaube, für jene unglücklichen, aber törichten Menschen, die in einer Stunde mehr fragen, als sieben Weise in sieben Jahren beantworten können."

Lieder eines edlen Herzens, das nicht so glauben kann, wie es möchte — — da verschließt sich also eigentlich auch der dritte und letzte Weg, der zum Frieden führen konnte. Ob Annette das erkannt hat? Ob eine unsägliche Mutlosigkeit sie befiel? Man möcht' es fast glauben, denn nicht nur findet die erste Hälfte des „Geistlichen Jahres", die vom Neujahrstag bis zum Sonntag nach Ostern reicht, keine Fortsetzung, bricht die Arbeit plötzlich ab, um erst nach 18 Jahren auf äußeres Drängen wieder aufgenommen zu werden — nein, es kommen auch fünf Jahre, von denen wir nicht wissen, wie die Dichterin sie verbracht hat. Sicherlich hat sie in dieser Zeit nichts geschaffen, wahrscheinlich auch innerlich und äußerlich nichts Bedeutsames erlebt — sonst hörten wir doch eine Andeutung. Ein Hinleben in matter Dumpfheit scheint es gewesen zu sein, in jener Dumpfheit, die sich nach dem Fehlschlagen aller Erlösungsversuche des abgematteten Kämpfers bemächtigt. Und es scheint mir oft, als wäre das beinah das Traurigste, daß fünf lange Jahre, in denen jeder andre Mensch die entscheidenden Bahnen findet und am eifrigsten schafft, im Lebensbuch der Droste wie leere Blätter stehn. Wir müssen die Dreiundzwanzigjährige verlassen und finden erst die Achtundzwanzigjährige wieder.

Ihr Zustand, der körperliche wie der seelische, gab jedenfalls zu den größten Besorgnissen Anlaß. Die Ärzte rieten dringend zu einer Luftveränderung. Annette sollte in eine andre Um-

gebung, sollte auf neue Gedanken kommen. So wird sie denn im Herbst 1826 an den Rhein geschickt, nach Köln zum Bruder ihrer Mutter, jenem Werner von Haxthausen, von dem wir schon hörten.

Wie sie in dem freieren Leben aufblühte! Wie sie frischer und gesünder ward! Wie sie sich wohl fühlte in dem geistig regsameren Kreise, wie sie sang, musizierte und fröhlich war! Das „Hinausweh" war gestillt — ein halbes Jahr durfte das Fräulein freiere Luft atmen. Dann rief sie ein Brief nach Hause. „Unbeschreiblich schwer" trennte sie sich von Köln; sie hätte den ganzen Tag am liebsten weinen mögen. Sie sagte sich immer vor: Du kommst ja zu Deinen Eltern!

Dies fröhliche Aufblühn am Rhein, diese schwere Heimkehr sprechen Bände.

Großen Veränderungen fuhr die Neunundzwanzigjährige entgegen. Ihr Bruder Werner heiratete Ende Mai; am 25. Juli starb ihr Vater.

Er war nicht stark genug gewesen, daß sie jemals an ihm einen Halt hätte haben können. Er hatte nur die Drostesche Gefühlsweichheit, nicht auch den Verstand, den Annette als Muttererbteil mitbekommen. Er hatte für seine Orchisbeete mehr Verständnis, als für Zweifelsqualen und Herzensbedrängnisse. Aber es war doch ein geheimes Band, das Vater und Tochter zusammenknüpfte, denn sie hatten ein inneres Gemütsreich,

vor deſſen Grenzen die tüchtige Mutter ſtillſtehn mußte. Bringt man dazu Annettens ewig wache Pietät in Anſchlag, ſo wird man ermeſſen können, daß der Schlag ſie ſchwer traf.

Er führte auch in ihrem bisherigen Leben einen großen Umſchwung herbei. Hülshoff, das Stammgut, ging natürlich auf den älteſten Sohn, den eben verheirateten Werner Konſtantin, über. Der Mutter mußte ein Witwenſitz angewieſen werden. An ihres Vaters Sarge wird das Fräulein, deſſen Hülshoffer Tage gezählt waren, noch einmal zurückgeblickt haben auf das Leben, das ſie bisher gelebt.

Ob ſie freudig daran zurückgedacht hat? Bei ihrem ſcharfen Verſtand, bei der Strenge, mit der ſie ſich ſelbſt richtete und beurteilte, glaubt man das nicht. Denn ſie mußte ſich wohl ſagen, daß ihr Leben — wenn auch nicht durch ihre Schuld — ziellos, planlos, verpfuſcht war. Sie war auf dem Wege, eine alte Jungfer zu werden; ſie hatte nichts Rechtes zu tun und für niemanden zu ſorgen; die Heiratsausſichten wurden immer geringer, die Kränklichkeit nahm eher zu. Eigentlich war ſie unnütz auf der Welt — es brauchte ſie niemand. Als Freifräulein von Droſte war ihr nicht geſtattet, ſich nach eignem Geſchmack eine ihr Leben ausfüllende Beſchäftigung zu ſuchen. Selbſt ihre Kunſt durfte ihr nicht zu ernſter Arbeit werden. Sie ſollte nach Familienwillen eben nur nebenbei bedacht, dilettantiſch betrieben werden. Das echt dilettantiſche

Anfangen und Nicht-Fertigmachen tritt uns auch in allen bisherigen Werken Annettens entgegen. „Bertha" und „Ledwina" blieben Fragment, das „Geistliche Jahr" ward nur zur kleineren Hälfte vollendet, und der „Walther" ist nur äußerlich zum Abschluß gebracht, ist, wie auch Kreiten bemerkt, eigentlich gleicherweise ein „Bruchstück, ein Anfang, dem das Ende fehlt". An einen Freund schreibt Annette selbst 1837: „Ich habe den Fehler, nichts zu vollenden." Das ist rechte Dilettantenart. Man sieht, wie sich fast alles vereinte, um eine Kraftzersplitterung herbeizuführen: allzu große Mannigfaltigkeit der Talente, die Abneigung der Mutter gegen intensives Schaffen, die ewigen jede Arbeit unterbrechenden Krankheiten und andres mehr. Alle großen und kühnen Ansätze waren im Grabe geendet — was sollte man dem Freifräulein, das Hülshoff verließ, wohl für eine Prognostikon stellen? Besonders da ihre Zukunft noch hoffnungsloser schien als die Vergangenheit gewesen war?

Denn sie sollte ja nur aus einer Enge in die andre, aus einer Stille in die noch größere Stille ziehn! In eine Stille, in die kein Ton der weitfern vorüberrauschenden Welt schlug, in eine Abgeschlossenheit, in der sie gleichsam lebendig begraben war. Denn ihr, der Mutter und der Schwester war das weltferne Rüschhaus, ein kleiner Familienbesitz, zum Wohnort angewiesen worden. Dort sollte sie, wenn es eben nicht anders ging, mit einer bescheidnen Leibrente

leben und ſich mit Würde auf den Beruf einer alten Tante vorbereiten, die hin und wieder zu Beſuch und Aushilfe im Lande umherreiſen und Geſchwiſterkinder wiegen konnte, bis ſie gottſelig ſtarb.

Als die ſchwere Familienkutſche vom Hülshofe herunterrumpelte, als das große graue Herrenhaus mit den Eichen und Buchen, die es umſtanden, mit dem ſteinernen Ritter, der aus dem Brückentor ſprang, allmählich verſank — da verſank doch nicht nur die Kinderheimat. Der Abſchied vom Schloſſe ihrer Jugend war für Annette ein Abſchied von der Jugend ſelbſt.

„Über Bimini, dem blauen Land, ging rot die Sonne unter."

II.

Rüſchhaus.

Das Fräulein war ungefähr dreißig Jahre alt, als ſie das Herrenhaus von Hülshoff mit dem Bauernhaus von Rüſchhaus vertauſchte.

Sie hatte im Gegenſatz zu der hohen und ſchlanken Mutter und der jüngeren Schweſter eine kleine, zartgebaute Geſtalt — ſie ſoll „zart bis zur Unkörperlichkeit" geweſen ſein. Sie trug ſich immer etwas vornübergebeugt, als ob der Kopf mit ſeiner Haarfülle zu ſchwer für ſie ſei. Was

vor allem an ihr auffiel, waren ihre Augen und war eben ihr Haar. Die Augen waren außergewöhnlich groß und erschienen noch größer, weil sie seltsam vorstanden. Annette selbst sprach oft sehr ungeniert über diese merkwürdig hervortretenden und wunderlich sich bewegenden Augen. Man sah, erzählt Schücking, die Pupille durch das feine Lid schimmern, wenn sie es schloß. Aber diese großen, hellblauen, bei aller Gutmütigkeit scharf blickenden Augen waren äußerst kurzsichtig. Auf fünf bis sechs Schritt Entfernung konnt' sie Gesichtszüge nicht mehr unterscheiden, aber sie soll in dem Glase Wasser, das sie dem Auge nahebrachte, die Infusorien erkannt haben. Daraus erklärt sich nicht nur ihre zierliche und ungeheuer kleine Schrift, deren Entzifferung unendliche Schwierigkeiten bereitet — so hat sie die fast zweieinhalbtausend Verse der „Schlacht im Loener Bruch" auf neun Folioseiten geschrieben — es erklärt sich daraus, was leicht übersehen wird, auch manche dichterische Eigentümlichkeit.

Das zweite Bemerkenswerte und Auffallende an ihrer äußeren Erscheinung war das schwere, übermäßig reiche, hellblonde Haar, das sie, wie die meisten Bilder zeigen, in jüngeren Jahren in langen Ringellocken trug, während es später hochgewunden wie eine Krone auf ihrem Haupte ruhte. Als die Dichterin 1830 in Bonn weilte und sich bei einem Friseur abonniert hatte, wollen Freundinnen oft gesehen haben, wie in der Frisier-

ſtube das gelöſte Haar ſie vollſtändig wie ein Mantel umgab.

Die Stirn war nach Schückings Angaben hoch, breit, ausgebildet; die Naſe lang, fein und ſcharf geſchnitten; der Mund zierlich, klein, ſchön.

In ihrer Kleidung war das Fräulein ſehr einfach. Es war ihr unerträglich langweilig, viel Zeit auf ihre Toilette zu verwenden. Es machte ſie ganz „unglücklich", daß ſie ſich in Bonn einen neuen Hut und ſonſtigen Staat kaufen ſollte. Und ein charakteriſtiſches Geſchichtlein will wiſſen, daß ſie ſelten ſo vergnügt war, als an jenem Tage, da ſie in Münſter ein neues, aber ſchlechtes Kleid aus dunklem Stoff erſtanden hatte. Jetzt, behauptete ſie, wäre ſie fein heraus: ſie könne damit in jede Geſellſchaft gehn, denn das Kleid wäre doch neu, und ebenſo durch Wetter und Wind toſen, denn es ſei auch ſchlecht und billig. Nur ſelten zog ſie ihr beſtes „Seidenes" an und ſteckte dann wohl, wie die ein wenig idealiſierte Küllerſche Marmorbüſte es zeigt, einen uralten, koſtbaren, mit Edelſteinen beſetzten Kamm in ihr Haar.

Da ſie für ſich alſo wenig brauchte, mochte die kleine, auf etwa 400 Taler geſchätzte jährliche Leibrente, die ſie ſeit des Vaters Tode erhielt, völlig genügen. Im weltfernen Rüſchhaus wär' ſie kaum auszugeben geweſen.

Dieſes Rüſchhaus, die neue Heimat, lag näher an Münſter als Hülshoff, etwa eine Stunde von

Annette von Droste-Hülshoff.
Ölgemälde in Familienbesitz.
(Nach einer Photographie der Photographischen Gesellschaft, Berlin.)

NAU

chen mit ihr und begab sich selbst dann wieder zu Bett, wo sie schrieb, las, betete, bis es neun oder zehn Uhr ward. Um diese Stunde mußte ihr ein Glas Milch und ein großes Käsebutterbrot gebracht werden. Wenigstens erzählt dies ihr Freund Schlüter. Sie selbst schreibt in einem Briefe an ihn, daß sie sich durch das viele Kranksein manche Wunderlichkeiten angewöhnt habe; sie frühstücke erst um halb elf, kalte Milch mit kaltem Wasser vermischt oder mit kaltem Kaffee. Mittags aß sie noch sonderbarer. „Nichts wie Kartoffeln in der Schale mit etwas allemal kaltem Fleisch, welche Torheit! und doch hat sich meine Natur so dran gewöhnt, daß warme Speisen mich schon nach einigen Tagen krank machen." Damit aber die Leute ihretwegen keine unnütze Mühe hätten, ließ sie das Fleisch gleich Montags braten, besonders Leber, und aß die ganze Woche davon. Wenn sie so den halben Tag im Bett zugebracht, ging sie wohl in den Garten, sah zu, ob das Gewürzbäumchen blühte, oder blickte, wie Elise von Hohenhausen berichtet, stundenlang in die weite, lautlose Heide hinaus, lose gegen einen der knorrigen Eichenstämme gelehnt, welche die Saaten der grünen Kämpe umgaben. Oder sie lagerte sich an versteckten Waldplätzen neben tiefe, stille Teiche, deren Ufer mit Ried, Kalmus und Binsen reichlich besetzt waren. Oder sie streifte, „wie eine Nonne mit fliegendem Haar (?) und in dunkle, unschöne Gewänder gehüllt", auch

weit umher, in den Händen, die ſchmal und weiß waren, einen kräftigen Hammer.

Um nämlich doch irgendwie etwas zu haben, was ihre Zeit und Intereſſe in Anſpruch nahm, hatte ſie ſich zu einer eifrigen Sammlerin entwickelt. Sie ſammelte Münzen, Muſcheln, Autogramme, Gemmen, Mineralien, Verſteinerungen, alte Uhren, Elfenbeinſachen, überhaupt Altertümer und Kurioſitäten. Ihre Schübe und Schränke, beſonders die mächtige Schublade des braunen Tiſches, der vor dem ſchwarzen Kanapee ſtand, waren mit ſolcherlei Schätzen vollgepfropft. Da ſtreifte ſie eben mit dem Hammer herum, klopfte überall nach den in der Umgebung von Rüſchhaus reichlich im Sand und Kalkgeſtein enthaltenen Verſteinerungen und brachte immer eine tüchtige Ausbeute heim. Sie liebte es auch außerordentlich, ihre Sammlungen zu zeigen. Die vergrabenen Schätze konnte ſie nicht leiden; ſie machten ihr ſelbſt nur Spaß, wenn ſich andre dran ergötzten — ein wichtiger Zug, an den wir uns ſpäter noch erinnern müſſen. Und gern entließ ſie jeden Beſucher beſchenkt, und wenn's ein Stein oder eine Münze war, die er mitnehmen mußte.

Wenn ſie auf dieſe oder jene beſchriebne Weiſe ihren Tag hingebracht hatte, und der Abend kam, dann holte ſie ſich wohl die alte Amme herüber, beſonders in der frühen Winterdämmerung. Beide, das Freifräulein und die greiſe Bäuerin, rückten ſich dann die Schemel

dicht ans Feuer und plauderten plattdeutſch zuſammen, während der helle Schein vom Ofen zwiſchen ſie auf die Diele fiel. Und von einem wunderlichen Phänomen weiß Schücking zu berichten. Unter Annettens Zimmer befand ſich gerade die Geſindeſtube, in der die Beſchließerin und die Hausmagd abends ſpannen und ſich mit dem Knecht unterhielten. Man hörte nach oben das Schnurren der Räder und Wechſeln der Stimmen. Und immer ſoll ſich wiederholt haben, daß lange nachdem die Leute ſchlafen gegangen waren, wenn Totenſtille im ganzen Hauſe herrſchte, plötzlich das Räderſchnurren und Sprechen dumpf wieder begonnen habe, bis eine vorgenommene Unterſuchung es als ‚Gehörhalluzination‘ erwieſen hätte. Aber es iſt kein Wunder, daß in ſolcher Toteinſamkeit Annettens nervöſe Reizbarkeit und ihr Hang zum Spukhaften ſich noch ſteigerten. Er fand ja überall Nahrung. Es wird berichtet, daß ſie mit Vorliebe abends im dunklen Garten, in dem ſie mit etwaigen Beſuchern ſpazierte, Geſpenſtergeſchichten erzählte und ſich diebiſch freute, wenn ein Eulenſchrei oder Unkenruf die ſchauerliche Stimmung noch hob. Aber ihre Nerven waren doch ſo geſpannt, daß ſie oft beim Anſchlagen der Torglocke zuſammenfuhr und Herzklopfen bekam. Damit iſt ſchon geſagt, daß ſie wenig Gleichmäßiges in ihrem Weſen hatte, von dem Eindruck des Augenblicks ſehr abhängig und dann unter Umſtänden auch heftig und ungerecht war.

So also sah es mit dem Tagewerk des Fräuleins in Rüschhaus aus. Waren Mutter und Schwester zugegen, so ging es allerdings lebendiger zu. Die Mutter mit ihrer Haxthausenschen Unruhe sorgte schon dafür. Und die gehorsame Tochter mußte sich auf jeden Anruf stellen, die Feder mitten im Vers liegen lassen und davoneilen.

Man wird sich mit dieser Mutter, die ja schon charakterisiert ward, hier auseinandersetzen müssen. Gerade in Rüschhaus waren die beiden Frauen ja unvergleichlich mehr aufeinander angewiesen, als im belebteren Hülshoff. Aber es ist doch eine Frage, was das Fräulein vorzog: die schwere Einsamkeit oder die Gesellschaft der Mutter.

Denn sie hat nicht nur viel Liebe zu ihrer Mutter gehabt, nicht nur einen steten Gehorsam — nein, doch auch, solange sie lebte, viel Scheu und viel Furcht vor ihr. In „Ledwina" hat sie folgende, nicht genug zu beachtende Worte gesagt: „Ihr (— es sind erwachsene Kinder gemeint —) könnt Euch freuen, nicht vor dreißig Jahren jung gewesen zu sein; da wurden die Leute im Verhältnis zu ihren Eltern nie groß. Widerspruch von der einen Seite gab es in der Regel gar nicht, und nur selten dargelegte Gründe von der andern."

Das ist aus einer wehen Erfahrung herausgesprochen. Auch Annette ist im Verhältnis zu ihrer Mutter nie groß geworden. Sie blieb das

Kind, das die aufgegebne Maſchenzahl ſtricken mußte. Wie groß die ängſtliche Abhängigkeit der Tochter war, ſieht man aus ihren und ihrer Freunde Briefen. Natürlich beklagt ſich die verſchloſſene Annette nie. Sie ſagt höchſtens: „Meiner Mutter Meinung hat allemal ſo großen Wert für mich, ſelbſt wenn ſie nicht die meinige iſt; Sie begreifen das!“ Oder: „Meine Mutter war Ihnen vom Anfange her überaus gewogen, und das iſt in meinen Verhältniſſen von großem Wert.“ Ja, es war von großem Wert, denn die alte Frau behielt ſich in all und jedem die Entſcheidung vor, und es war nicht gut, wenn ihr einer nicht paßte. Adele Schopenhauer bittet ihre Freundin Annette recht charakteriſtiſch: „Erhalten Sie mir der Mutter Gunſt, ſo komme ich doch, ſobald ich kann.“ Mit wunderbarem Inſtinkt hat die zähe Dame auch immer herausgefühlt, welche Perſönlichkeiten etwa die von ihr gezognen Kreiſe ſtören konnten. Sie ſcheint gegen den Mann, der ihrer Tochter als Erlöſer kam, gegen Levin Schücking, nie ganz ihr Mißtrauen verloren zu haben. Und eigentlich hat ſie ihren Kindern, bei all ihrer Klugheit und guten Abſicht, den Weg verbaut, wo ſie konnte. Sie hat ſich energiſch gegen Jennys Heirat geſtemmt: erſt nach Jahren konnte die Erlaubnis ihr abgerungen werden. Sie hat ſich ebenſo energiſch gegen eine ernſtere poetiſche Tätigkeit Annettens gewehrt. Sie hat in ihren Kindern eigentlich nie gleichberechtigte Menſchen geſehen,

ſondern immer eben die Kinder, die Zöglinge, für die ihr Wille maßgebend war, die einen eignen Willen nicht hatten. „Ein Sohn hat ſeinen Herrn, ſolang zwei Augen offen ſtehen", heißt es in einem Gedichte des Fräuleins.

Es war ſelbſtverſtändlich, daß die Mutter, die keinerlei feineres poetiſches Verſtändnis beſaß, ſich trotzdem auch die Entſcheidung in allen literariſchen Angelegenheiten der Tochter vorbehielt. Die vierzigjährige Annette muß die Einwilligung zum Druck eines anonymen Gedichtbändchens ſchwer von ihr erkämpfen. Über die „Geiſtlichen Lieder" kann ſie keinen Beſcheid geben, „da meine Mutter . . . darüber beſtimmen muß". Die dreiundvierzigjährige Dichterin möchte wohl gern an Ferdinand Freiligrath ſchreiben, aber — die Mutter erklärt ſich entſchieden gegen jeden perſönlichen oder ſchriftlichen Verkehr, der natürlich unterbleibt. Und ſo geht es weiter: immer die Mutter, die Mutter! Annette iſt ſehr wohltätig und verſchenkt viel an Ärmere — die Mutter darf es nicht wiſſen. Sie findet ein rührend-wunderliches Altfrauenglück in ihrem Verhältnis zu Schücking — daß nur um Himmels willen die Mutter nichts von dem wahren Charakter dieſer Freundſchaft erfährt! Ja, Schücking muß „offizielle" Briefe ſchreiben, die ſie der Mutter vorlegen kann, und andre, die für ſie ganz allein beſtimmt ſind. Sie bittet den Freund, da Briefe an ſie erbrochen würden, nie mehr „Du" zu ſchreiben und ſeine Mitteilungen an

bestimmten Terminen abgehen zu lassen. Also nicht einmal nach ihrem Gusto korrespondieren darf die fünfundvierzigjährige Annette von Droste!

Hier tritt jener harte, beschränkte Zug in der Mutter hervor, der Erbitterung erregt. Man wird ihrer Erziehung der jungen Annette vieles nachrühmen müssen: sie hat den phantastischen Geist auf Klares und Tüchtiges gelenkt. Aber sie hat später dafür reichlich an der Tochter gesündigt. Dem Kind ein Segen, der Erwachsenen ein Unsegen; was das junge, schwanke Bäumchen stützte, wehrte dem erstarkenden, sich auszubreiten. Sie hat auf Annette gedrückt, und für die Dichterin wäre es besser gewesen, wenn diese Mutter dreißig Jahre früher gestorben wäre. Denn so verständnislos und nüchtern auch die übrige Familie war — mit der wäre das Fräulein fertig geworden. Mit der Mutter nicht. Und man muß immer wieder staunen, wie die Feuerseele sich der tyrannischen, beschränktklugen Frau gebeugt und welche Belastungsproben ihre Pietät ausgehalten hat.

Es mag gewiß trotz aller kindlichen Liebe und kindlichen Gehorsams nicht immer leicht gewesen sein, in Rüschhaus mit einer solchen, in allem übrigen ja vortrefflichen Mutter zusammenzuleben. Wer will wissen, wie bittre Kämpfe Annette mit sich allein ausgekämpft hat? Was sie bewegte, wenn sie stundenlang in die Heide sah? Wie oft sie „guten Willens Ungeschick", von dem ihr Gedicht sagt, bitter empfand.

Die Jahre gingen hin. Sie las viel, beſonders auch die Engländer, deren realiſtiſche Kraft und deren Humor für ihr eignes Schaffen bedeutſam wurden. Sie machte 1828 eine Reiſe nach Bonn und hörte in einem Freundeskreiſe viel vom Sankt Bernhard erzählen — der Keim, aus dem ſich ſpäter ihr epiſches Gedicht „Das Hoſpiz auf dem großen Sankt Bernhard“ entfaltete. Sie hatte natürlich wieder Krankheiten zu beſtehen, erſt eine Augenentzündung, dann ein bitterböſes, ſchwindſuchtartiges Leiden, für das die Ärzte kein Mittel mehr wußten, bis ein Homöopath eingriff und ihr zur Beſſerung verhalf. Seitdem war Annette fanatiſche Homöopathin. Und kaum iſt das Schlimmſte überſtanden, da ſtirbt im Juni 1829 ihr Lieblingsbruder Ferdinand, der, mit dem ſie barfuß durch den Garten gelaufen war, den ſie in vielen Gedichten angeſprochen hat:

„Und Du in meines Herzens Grund,
Mein lieber ſchlanker, blonder Junge,
Mit Deiner Büchſ' und braunem Hund,
Du klares Aug' und muntre Zunge,
Wie oft hört' ich Dein Pfeifen nah,
Wenn zu der Dogge Du geſprochen,
Mein lieber Bruder warſt Du ja,
Wie ſollte mir das Herz nicht pochen?“

Der Tod dieſes Bruders nahm ſie ſo mit, daß man auch für ihr eignes Leben befürchtete. Und da aus einer geplanten Romreiſe nichts wurde, wird ſie 1830 zur Erholung wieder nach Bonn ge-

ſchickt. Sie wohnte dort bei ihrem Vetter Clemens, dem Profeſſor des Kirchenrechts, verkehrte viel mit Adele Schopenhauer, Arthur Schopenhauers Schweſter, und mit einer Frau Mertens, bei der ſie jedoch faſt nur Krankenwärterin ſpielte, und kehrte nach einem halben Jahre, um Oſtern 1831, wieder nach Rüſchhaus zurück. Wie man ſagt, um eine bittre Erfahrung reicher. Es ſoll nämlich dort in Bonn zu einem heimlichen Verlöbnis zwiſchen ihr und einem adligen Gutsbeſitzer gekommen ſein. Sie hätte das Verhältnis jedoch ſofort gelöſt, als ſie erfahren hätte, daß ihr Bräutigam ſie hintergehe. Einen poetiſchen Niederſchlag hat dieſes kränkende Erlebnis auch nicht andeutungsweiſe gefunden; mindeſtens ein Beweis, daß von einer tieferen Empfindung, einer Liebe, von ſeiten Annettens nicht die Rede geweſen ſein kann. Aber man ſieht: ſie war auch nichts weniger als eheſcheu, und es war nicht ihre Schuld, geſchweige denn ihr Wunſch, daß ihr des Weibes höchſte Lebenserfüllung verſagt blieb.

Überhaupt brachten ihr die erſten Jahre ihres Aufenthaltes in Rüſchhaus wenig Glück. Es war ein großes Sterben um ſie, deren Lebenslicht doch auch nur als dürftig Flämmchen brannte. Sie verlor 1829 den Bruder, 1831 in Katharina Schücking eine verehrte Freundin, 1832 den Vetter Clemens, bei dem ſie in Bonn gewohnt, 1833 ihren alten Sprickmann, mit dem zwar längſt jeder Verkehr eingeſchlafen, der ihr aber

doch als erſter literariſcher Erlöſer teuer war. Und 1834 verlor ſie, wenn auch auf glücklichere Art, ihre Schweſter Jenny, die als Neununddreißigjährige dem vierundſechzigjährigen Freiherrn von Laßberg ihre Hand reichte und von Rüſchhaus mit ihm auf ſein in der Schweiz gelegenes Schloß zog.

So ward es immer einſamer um das Fräulein. Es war nötig, daß ihr Herz einen Erſatz fand für ſoviel Verluſte. Und der Erſatz fand ſich.

Es iſt nötig, bevor der Blick auf die neue, lange nachwirkende Freundſchaft ſich richtet, den inzwiſchen entſtandenen poetiſchen Verſuchen Annettens ein Wort zu widmen. Das letzte, was ſie geſchaffen und unvollendet liegen gelaſſen hatte, war das „Geiſtliche Jahr“; es folgte die beängſtigend lange Pauſe von acht Jahren. Dann beginnt ſie ein größeres Gedicht, das aber ganz gegen die ſonſtige Raſchheit ihrer Produktion nicht recht vorzurücken ſcheint. Denn der Plan dazu beſchäftigt ſie ſchon im Herbſt 1828; Anfang 1829 ſchreibt ſie ſchon daran, aber Ende 1832 arbeitet ſie noch immer, und erſt im Frühjahr 1834 lieſt ſie es vor. Es iſt „Das Hoſpiz auf dem großen Sankt Bernhard“.

Darin iſt zum erſtenmal ihr eigentlicher Stil mit allen ſeinen Vorzügen und Mängeln ausgeprägt. Von einer Handlung kann man kaum reden: der greiſe Benoit, ſein Enkelkind an der Bruſt, zieht über den Sankt Bernhard, flüchtet — da tritt die echt Droſteſche Liebe zum Grau-

sigen hervor — vor der Nacht in ein Leichenhaus, stürzt aber bald, von Schauder übermannt, weiter und sinkt unweit des Klosters erschöpft nieder. Einer der berühmten Bernhardinerhunde bringt das Kindlein auf seinem Rücken ins Hospiz, aber die Mönche, die, von dem Hunde geführt, nach dem Alten suchen, finden nur einen Toten.

Ein schon vollendeter, dann aber unterdrückter dritter Gesang wollte diesen herben Schluß ins Himmelblaue malen, der Greis sollte wieder zum Leben erwachen, Wiedersehn mit seiner Tochter feiern und alles sollt' eitel Wonne sein. Mit richtigem Instinkt hat sich Annette gegen diesen Schluß, für den natürlich die ganze Familie eintrat, gewehrt.

Ich kann die Begeisterung der Biographen für dieses Gedicht nicht teilen. Es ist viel gewaltige Schilderung darin, aber auch viel mühsame, schwerfällige Schilderung. Man glaubt das lange Arbeiten zu merken; die ungeheure Weitläufigkeit, mit der ein nicht sonderlich fruchtbares Thema in die Breite gesponnen wird, ermüdet. Und wenn man die Begabung des Fräuleins kennt, so wird einem immer zweifelloser, daß sie sich hier im Stoffe vergriffen hat. Für sie, die einsam in der Natur lebte, ist die Landschaft leicht Hauptsache, die Personen treten dahinter zurück. Auch im „Hospiz" vermag sie uns tieferes Interesse höchstens für den greisen Mönch Denis einzuflößen. So stellt sich die Schilderung, die Landschaft übermächtig und alles

andere erdrückend in den Vordergrund. Aber diese Landschaft kannte Annette nicht. Die Tochter der westfälischen Ebene hatte die Schweizer Berge nie gesehn. Sie mußte sich an Erzählungen, Berichte, Bücher halten. Dadurch war sie in der Freiheit des Schaffens sehr beengt; sie konnte nicht so aus dem vollen schöpfen, wie wohl dann, wenn sie die vertraute westfälische Heide vorgeschoben hätte. Und wenn sie auch tausend kleine Züge in ihrer Phantasie zu einem großen Bilde verband, man merkt fast, wie die Züge hineingearbeitet sind. Sie wird nicht ganz frei; sie quält sich deshalb jahrelang mit dem Gedicht. Und es bleibt doch auch in gewissem Sinne Bruchstück.

Dagegen ist die zweite, gleich nach dem „Hospiz" begonnene Dichtung: „Des Arztes Vermächtnis", die man im allgemeinen weniger schätzt, mir viel lieber. Sie ist unvergleichlich freier, flüssiger. Hier hat sich die Droste viel sichrer gefühlt. Hier stehn, was künstlerische Komposition anbelangt, Handlung und Schilderung in viel feiner abgemessenem Verhältnis, hier ist auch die äußere Form reiner. Und das Thema ist so originell und phantasiereizend, daß die Landschaft nicht wie im „Hospiz" alles andre erdrücken kann, ja, das Thema kommt der Drosteschen Art auch in andrer Weise so entgegen, daß hier annähernd ein Einklang von Form und Stoff erreicht ist. Denn die Schwere, die zeitweilige Unklarheit von Annettens Diktion

paßt hier zu einem in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Ereignis. Ein Arzt ist vor vielen Jahren um Mitternacht von zwei Unbekannten geweckt und mit verbundenen Augen auf steilen, „pfadlosen" Wegen in eine Höhle zu einem Sterbenden geschleppt worden. Er erkennt, daß er unter eine Räuberbande geraten und daß sein Leben verloren ist. Er gibt dem Verwundeten Naphtha, und plötzlich sieht er eine Frau, die er schon einmal erblickt hat . . . in Wien, auf einem Maskenball:

„Um diesen Nacken Perlenschnüre spielten,
In diesen dunklen Locken lag ein Kranz,
Es war, als ob auf sie die Fackeln zielten,
Wenn sie vorüberglitt, ein Lichtstrom ganz.
Noch seh' ich, wie der milde Kerzenschein
In Atlasfalten schlüpfte aus und ein,
Wie eine Rose sich, gelöst vom Band,
Ob ihrer Augen Bronnen schien zu bücken.
Sie war das schönste Grafenkind im Land . . ."

Und nun — wie kommt sie hierher? Halb betäubt fleht der Arzt in einem Augenblick, wo er mit ihr und einem jungen Manne allein ist, um Rettung. Sie wird ihm, aber er verirrt sich im Walde und erlebt, ohne selbst zu wissen, ob es Traum oder Wirklichkeit ist, im magnetischen Schlaf etwas Furchtbares: die schöne Frau wird von einer Klippe hinabgeschleudert. Seitdem ist er verstört. Die Stelle am Kopfe, die sein Retter mit der Hand berührt hat, brennt immer heißer, jede Nacht hat er die Erscheinung. Er hinter-

läßt seinem Sohne als „Vermächtnis“ die Erzählung seines Abenteuers.

Es gibt von Schelling ein kürzeres Gedicht, das einen ähnlichen Stoff behandelt: „Die letzten Worte des Pfarrers zu Drottning auf Seeland“, das unter dem Pseudonym „Bonaventura“ zuerst in Schlegels und Tiecks Musenalmanach 1802 erschien. Schon Annettens Freunden fiel eine gewisse Ähnlichkeit auf. Von zwei unheimlichen Gestalten wird hier und dort der Arzt resp. der Pfarrer abgeholt, mit verbundnen Augen davongeführt, der eine zum Heilen, der andre zum Trauen, jeder muß einen furchtbaren Eid schwören, nichts zu verraten, in beiden Dichtungen die schöne, bleiche Frau, die aus einem unerklärlichen Grunde gemordet wird, während Arzt und Pfarrer seitdem ein friedloses, gequältes Leben führen.

„Des Arztes Vermächtnis“ wird in viel kürzerer Zeit niedergeschrieben sein, als das „Hospiz auf dem großen Sankt Bernhard“. Es ist schon gesagt, daß ein ganz neuer Stil — dem „Walther“ gegenüber — in den beiden Gedichten hervortritt. Die Sentimentalität ist abgestreift; ein herber Realismus dominiert. Kein Zweifel, daß da besonders die Engländer bestimmend gewirkt haben. Aber ebenso sicher ist, daß das Fräulein selbst innerlich ruhiger geworden ist. Man sieht es schon daraus, daß die beiden epischen Gedichte reine Kunstschöpfungen in dem Sinne sind, daß sich daraus

für das Leben und den Seelenzuſtand Annettens wenig ableſen läßt. Das ſetzt ein gewiſſes Gleichmaß der Seele voraus. Es wird auch in einem Briefe der Schweſter ſchon 1826 beſtätigt, daß Annette „herzlicher und ſanfter" geworden ſei. Die Unausgeglichenheit ihrer Natur, die Kämpfe zwiſchen Pflicht und Neigung, alles, was früher geſchildert ward, hatten natürlich ein gleichmäßiges Weſen nicht aufkommen laſſen. Annette war unter Umſtänden ſcharf, heftig, ja bitter, machte durch ihre Satire und ihr Nachahmungstalent ſich leicht auf andrer Leute Koſten luſtig, war ſchlagfertig und keck in der Erwiderung, bereute dann wieder, daß ſie zu weit gegangen war — kurz, die unglückliche Miſchung ihrer Natur von Froſt und Brand, von Haxthauſen und Droſte, konnte unter Umſtänden ſie und andre quälen. Mit den Jahren mußte ſich das geben: das Fräulein mußte zu einer bittren oder einer geduldigen Reſignation geführt werden. Ihr großes Herz ſiegte; ſie ward als alternde Jungfer nicht ſchärfer, ſondern weicher; ſie lernte nicht haſſen, ſondern lieben und geduldig tragen. Und dieſe menſchliche Entwicklung beförderte vielleicht ein Mann, den ſie zum Freunde gewann und der ihr durch ein ſtilles, fröhliches Sich-Gedulden ein Vorbild war.

Dieſer Mann hieß Chriſtoph Bernhard Schlüter und war Privatdozent, ſpäter Profeſſor der Philoſophie an der Akademie zu Münſter. Er war 1801 geboren, alſo vier

Jahre jünger als Annette, hatte sich als achtjähriger Knabe beide Augen schwer verletzt, so daß er schließlich vollständig erblindete, und lebte nun ganz in seinem kindlich-einfältigen Glauben und seiner gelehrten Forschung. Beide, Glauben und Forschung, widerstrebten bei ihm nie, denn was gegen ein Dogma verstieß, konnte eben nicht stimmen und war erledigt.

Dieser Schlüter wird von allen als eine „anima candida" geschildert. Es war etwas unberührt Reines und Kindliches in ihm. Es gab gar kein Schwanken: er betete und glaubte; sein Glaube machte ihn fröhlich in Hoffnung und geduldig in Trübsal. Er hatte durchaus nichts Männliches in seinem Wesen, gar keine Ecken; alles war weich, weiblich. Er war empfänglich für Blumen, die das Fräulein ihm schickte, vielleicht auch ein wenig für zärtliche Freundschaftsbriefe, Weihrauch und Watte. Mit einem Worte: eine sanft geschwungene Seele, die gar zu candida war, um nicht auch ein bißchen langweilig zu sein.

Unwillkürlich spricht man von diesem Manne mit einer leichten Überlegenheit. Auch Annette tat es trotz aller Freundschaft und Verehrung. Wer ihre Briefe an ihn liest, ohne etwas von ihm zu wissen, taxiert ihn für einen Siebzigjährigen. Dabei war er, wie gesagt, vier Jahre jünger als das Fräulein. Und man muß dies und mancherlei andres doch hervorheben, weil von interessierter Seite versucht worden ist,

dieſen gewiß verehrungswürdigen Mann zu Ungunſten Schückings in den Mittelpunkt der Droſte-Biographie zu rücken.

Dabei iſt es fraglos, daß er weder ein ſichres poetiſches Urteil noch ein tieferes Verſtändnis für Annette beſaß. Er teilte es mit des Fräuleins Mutter, daß er bei aller Klugheit beſchränkt war, nur von der ſanften Beſchränktheit, nicht von der harten. Die Mutter hat gegen ihn auch niemals etwas gehabt. Und wenn dieſe vortrefflich einem adligen Erziehungsinſtitut vorgeſtanden hätte, ſo tritt bei Schlüter, dem Profeſſor, das mild überlegne Dozieren dafür ein. Er hat ſpäter auch ſelbſt bekannt, daß er die Dichterin im Leben nicht ganz nach ihrem Wert zu ſchätzen gewußt hätte. Nie iſt ihm vor ihren Dichtungen der Gedanke gekommen, daß das Schöpfungen eines Genies oder großen Talentes ſeien. Er hat immer vorbei geurteilt. Er wollte Annette dazu bewegen, den dritten Geſang des „Hoſpizes“ aufzunehmen; er hat ſtets von neuem auf das „Geiſtliche Jahr“ verwieſen, denn hier kam der Stoff ſeiner Frömmigkeit entgegen. Andre Dichtungen, die viel beſſer waren, mochte er nicht und überging ſie mit beredtem Stillſchweigen. Er korreſpondierte mit Annette, wie eben ein ſo weich angelegter Mann mit einem intereſſanten, lernbegierigen, Verſe machenden Edelfräulein vom benachbarten Gut korreſpondiert. Er empfiehlt ihr Bücher zum Leſen, er ſtellt ihr wohl auch Aufgaben, nicht, wie die Mutter, eine

bestimmte Anzahl Maschen zu stricken, aber über ein bestimmtes Thema etwa ein Gedicht zu machen. Man glaubt Lehrer und Schülerin vor sich zu haben. Und wie das „liebe gute Schlüterchen" jetzt Annette von Droste begönnerte, so begönnerte es später irgend ein andres Fräulein, das „auch" dichtete und deren Verse, wie Annette urteilt, „wie Spülwasser schmecken". Nein, poetisches Verständnis fand das Fräulein bei dem neuen Freunde nicht, obwohl er selber den Parnaß bestieg und in eintönig plätschernden Sonetten „Welt und Glauben" besang.

Annette hatte einen viel zu scharfen Blick, um ihr Schlüterchen nicht zu durchschauen und sich bei aller Verehrung ihm in vielem überlegen zu fühlen. Zweimal hat sie charakteristisch über ihn geurteilt: „Bei Schlüters", heißt es in einem Briefe, „ist alles beim alten — immer gleich wohlwollend, mildtätig und ehrenwert, nur hat die Lombard . . . den steif gelehrt frommen Ton dort sehr gesteigert . . ., zudem leidet die frühere Harmlosigkeit des guten Schlüterchens jetzt sehr unter Autorärger und -sorgen, denn er ist überaus ehrgeizig und von seinen vielen gelehrten oder frommen Broschüren, bald Übersetzungen, bald propre crû, hat noch keine besonders Glück gemacht." Sie spricht dann noch von seinen „endlosen, zum Sterben langweiligen Sonetten" und berichtet in einem späteren Briefe, daß „das Professorchen älter, kälter und immer kränklicher" wird. „Doch weiß ich", fügt sie hinzu, „daß

Schlüterchen vergnügt iſt — vergnügt in ſeinem Gott, ſeinem Bewußtſein, ‚Welt und Glauben‘ geſchrieben zu haben, und der Diktatur über ein neues Elf-Uhr-Kränzchen, das dem früheren bedeutend nachſteht und ihm ſomit ein um ſo angenehmeres Gefühl von Überlegenheit gibt. Das ſoll kein Spott ſein: ich habe Schlüterchen von Herzen lieb, ſtelle ſeinen Charakter und ſeine Kenntniſſe ſehr hoch; ſo war es mir ſehr leid, daß er ſich in ein Feld wagte, wo keine Lorbeern für ihn wachſen konnten, und freut es mich jetzt ſehr, daß die Umſtände eine angenehme und natürliche Enttäuſchung herbeiführen, denn ſeine jetzige Umgebung ſchwört nicht höher als bei den endloſen Sonetten.“ Und als im „Merkur“ eine „ungemein parteiiſche“ Rezenſion ihrer Gedichte erfolgt, deren ſie ſich ſchämt, rät ſie gleich auf Schlüter als den Verfaſſer. Sie meinte, „nur Schlüterchen könne ſo blind ſein“.

Überall wird hier die harmloſe Beſchränktheit der anima candida deutlich ausgeſprochen, und die ſtändige Verkleinerungsform „Schlüterchen“, „Profeſſorchen“ läßt auch einen Rückſchluß zu. Aber eigentlich hat der Freund nicht nur die Dichterin nicht begriffen, ſondern doch auch den Menſchen nicht. Er verſtand es nicht, wie man glauben konnte und doch nicht fröhlich ſein. Und er hat wenigſtens ſoviel richtig herausgefühlt, daß Annette ſeinen eignen, kindlichfrommen Glauben nicht hatte, ſondern daß ſie

den Glauben mehr mit dem Willen feſthielt, als daß er in ihrem Gefühl wohnte. Er hat ihr auch noch in ſpäteren Jahren geſagt, ſie würde erſt glücklich ſein, wenn ſie glaube, und hat nach ihrem Tode geſtanden, daß „ihr Inneres zum Teil bis auf den heutigen Tag mir ein nicht ganz begreifliches Rätſel geblieben iſt, weil die Religion ſie nicht innerlich völlig zu befrein und fröhlich zu machen ſchien".

Das Taubengemüt konnte mit einem Worte alles das nicht verſtehn, was nicht auch taubenhaft in Annette war. Es begriff die Feuerſeele, die Adlermitgift nicht. Es hat nie einen frömmeren und braveren Chriſtenmenſchen gegeben wie dieſen Schlüter, aber er war in ſozialer und geiſtiger Beziehung ganz „beſſerer Mittelſtand", Philiſter in Gedanken, Worten und Werken, und er hätte eigentlich zu allen andern Droſtes beſſer gepaßt als zu der Dichterin, denn auch er war in erſter Linie „Familienmitglied", und Annette ſpöttelte ſehr humoriſtiſch über die kindliche Freude der Schlüters „an einer gräßlichen Daguerreotyp-platte, von der einen die ganze Familie wie ein Neſt voll gemarterter Katzen anſchaut".

Woher dann aber bei ſo viel Verſchiedenheit die innige Freundſchaft? Es iſt ganz klar, daß ſie nicht etwa auf literariſchem Verbundenſein ruhen konnte. Dem dichteriſchen Fluge Annettens konnte das Profeſſorchen weder folgen noch gar ihn beſtimmen. Nein, es war rein menſchliche Hochſchätzung, die zwei ſo verſchiedne Menſchen

zuſammen-, oder eigentlich: die das Fräulein zu dem blinden Profeſſor führte. Ich gebrauchte ſchon vorhin die Worte Lehrer und Schülerin für das Verhältnis. Und Annette konnte und wollte von dieſem Manne lernen, nicht ſo äſthetiſche und klaſſiſche Weisheit, als das, was ihr in ihrer Umgebung das Wichtigſte war: mit ſich und der Welt in Frieden zu leben.

Sie fand bei Schlüter den Glauben, der ihr verſagt war; ſie fand bei ihm das fröhliche Sich-Schicken in trübe Fügungen. Es war ja rührend und bewundernswert zugleich, wie der Mann ſeine Blindheit ertrug. Vielleicht konnte er auch ihr den Weg weiſen, vielleicht konnte ſeine Milde auch ſie milder machen. Es trat dazu, daß ſie, wenn nicht Verſtändnis, ſo doch Intereſſe für ihre Poeſien bei ihm fand, daß er ſie mit ſeinen reichen Kenntniſſen belehren konnte, daß er ihrer Familie ſympathiſch war, daß ſie auf ihn als den einzigen angewieſen war. In dieſer Zeit ihres Lebens dünkte es ſie das Erſtrebenswerteſte, ihm ähnlich zu werden, d. h. ebenſo friedlich und fröhlich auf der Stange zu ſitzen wie er. Sie bewunderte an ihm alle Eigenſchaften, die ſie ſelbſt nicht oder nicht in dem Maße beſaß, ſchrieb ihm zärtliche Briefe, beſuchte ihn, bat um ſeinen Beſuch und nannte ihn ihren „einzigen Freund“.

Aber es war ſelbſtverſtändlich, daß dieſer „einzige“ Freund ſofort entthront ſein mußte, wenn ein andrer kam, der das Große in ihr

verſtand. Daß ſie in dem Augenblicke, wo jemand ihre Adlernatur erlöſte und ſie ſich aufſchwang, auch mit lächelnder Überlegenheit auf die harmloſe Beſchränktheit des auch dann von ihr noch hochgeſchätzten Mannes herabſehn mußte. Daß ſie auch alles Kleinliche dieſes im engen Kreiſe trabenden Geiſtes erkannte. Das geſchah auch, und davon wird noch zu reden ſein.

Für die Zeit aber, in der ſie allein oder in Gemeinſchaft mit ihrer Mutter in Rüſchhaus lebte, iſt der Name Chriſtoph Bernhard Schlüter eng mit dem ihren verknüpft. Hinüber und herüber flogen die Briefe. Das Profeſſorchen ſandte ihr Werke von Adam Müller, Tieck, A. Mickiewicz, dem engliſchen Literarhiſtoriker Cunningham, alte römiſche Klaſſiker — und ſie las und kritiſierte dann. Es fällt auf, mit welcher Sicherheit und Schärfe ſie urteilt. In jedem Briefe zeigt ſich ihre ſtark kritiſche Veranlagung, und ordentlich mit Luſt handhabt ſie das pſychologiſche Seziermeſſer.

Wenn ſie nach Münſter kam, beſuchte ſie natürlich auch zuerſt die Familie Schlüter, meiſt ihr berühmtes „fuchſiges Buch" unterm Arm. Was für Geibel die ſchmale Mappe, das war für die Droſte dieſes „fuchſige Buch", ein fahlbrauner Quartband, in den ſie ihre Dichtungen eintrug und aus dem ſie vorlas. Dann klopfte ſie noch an dieſe und jene Tür, ſtöberte bei Goldſchmieden und Antiquaren nach Münzen, Uhren und ſonſtigen Raritäten und erzählte nach

Tiſch in ihrer intereſſanten, wenn auch ſehr weitläufigen Art, was ſie erlebt. „Zuweilen", berichtet Schlüter, „ſtand ſie während der Erzählung auf und agierte zugleich, was ſie vortrug. Einer ihrer Lieblingscharaktere war der Kaufmann Schmitz aus Köln, der mit all ſeinen Sprachfehlern und ſeinem Miſchmaſch von Kölniſchem und Hochdeutſchem aufgeführt ward." Ihr mimiſches Talent, von dem ja ſchon das zehnjährige Kind ein Pröbchen abgelegt, ſoll ſie auch einſt darin gezeigt haben, daß ſie einem eingebildeten jungen Manne in der Verkleidung eines alten Bauernweibes eine Lektion erteilte.

Nichts iſt auch ſo bezeichnend für die Art der Freundſchaft mit Schlüter, als daß ſie mit ihm verabredete, daß ſie beide ſich täglich in der letzten Abendſtunde im Gebet treffen wollten. „Wo können ſich Freunde auch beſſer begrüßen, als vor Gott?" Es war überhaupt eine Eigenheit Annettens, derartige Verabredungen zu treffen. Beſonders die Sonnenuntergänge liebte ſie ſehr, und auch daran knüpfte ſich oft das Verſprechen gemeinſamen Aneinanderdenkens. „Vergiß, bitte, die bewußten Stunden nicht", hatte ſie einſt ihrem Vater geſchrieben. Und Wilhelm Grimm gibt einem Freunde den Auftrag: „Gehſt Du nach Münſter, ſo grüße mir alles ſchönſtens und beſtens, auch, da die Sonne eben untergehn will, meine Freundin Nette." Es iſt oft hingewieſen worden auf die ähnliche Vereinbarung Goethes mit der „ſchönen Müllerin", mit Marianne von Willemer.

Dieſes Stilleben, das Annette in Rüſchhaus führt, wird nur durch die üblichen Krankheiten unterbrochen. Eine Luftveränderung erſchien wünſchenswert; die verheiratete Schweſter, ſo gut es ihr ging und ſo wohl ſie ſich fühlte, drängte in jedem Briefe, daß die Mutter und Nette ihr den verſprochenen Beſuch machten. So ward denn 1835 die Reiſe nach Eppishauſen im Thurgau vorbereitet, eigentlich ſehr zum Mißvergnügen der Dichterin. Die Zweiundzwanzigjährige, die noch nicht ahnen konnte, daß ihre Schweſter ſich einſt nach der Schweiz verheiraten würde, hatte einſt in dem ſchon früher zitierten Briefe an den alten Sprickmann nur zwei „entfernte Länder“ genannt, die zu ſehen ſie keine Sehnſucht hätte: das eine war die Schweiz. Und gerade dorthin ſollte ſie. Je näher die Abreiſe rückt, um ſo mehr zittert ſie vor dem Augenblick, „wo der Schlagbaum niederfällt zwiſchen mir und ſo manchem, was mir teuer iſt“.

Um die [illegible] verſtehn, muß man ſich klar ma[illegible]e zum erſtenmal eine Fahrt [illegible]te, durch 200 Stunden Entfernung [illegible]ten Weſtfalen ſchied. Selbſt in [illegible] „Hinauswehs“ hatte ſie ein ſtarkes [illegible]hl, und das wuchs mit den Jahren [illegible]r, ja, es bildete ſich ſogar ein dro[illegible]er Lokalpatriotismus bei ihr aus, [illegible] krän[illegible], wenn er eine „Geringſchätzung [illegible] Mü[illegible]er [illegible]hen Publikums“ bei

irgendwem zu entdecken glaubte, der das „Et gieft men een Mönſter!“ ausſprach, der in hundert Kleinigkeiten zutage trat. Und wie oft redet dieſes Heimatsgefühl, dieſe Liebe zu Weſtfalen aus Annettens Gedichten! Sie ſpricht zärtlich zu ihrem kleinen Lande.

„Ich liebe Dich, ich ſag' es laut,
Mein Kleinod iſt Dein Name traut!
— — — — — —
Es wär' mir eine werte Saat,
Blieb' ich ſo treu der guten Tat,
Als ich mit allen tiefſten Trieben,
Mein kleines Land, Dir treu geblieben!“

So denkt ſie, deren Tyrannin allmählich auch die Gewohnheit geworden, mehr mit Grauen, als mit Freude an dieſe geplante Reiſe, die ſie ein ganzes Jahr lang der Heimat fernhalten würde. Ja, wenn ſie Münſter und die dortigen Freunde aufpacken und mitnehmen könnte — —!

Aber auch ſo mußte geſchieden ſein. Der „beſte Herzens-Schlüter“ bekommt einen Ring zum Abſchied, und ſo geht es über Bonn dem Süden, der Schweiz, zu. Im September 1835 langte man in Eppishauſen, auf dem Schloſſe des Schwagers, an.

Joſeph Freiherr von Laßberg, Jennys ältlicher, aber ſpringlebendiger Gatte, war ein Original im beſten Sinne des Wortes. Der „Meiſter Sepp von Eppishuſen“, wie er ſich als Schriftſteller gelegentlich nannte, lebte und webte

nur im Altdeutſchen, brachte die herrlichſte Bibliothek älterer Handſchriften, darunter die Nibelungenhandſchrift C, zuſammen, richtete ſein ganzes Haus bis auf die Spucknäpfe herunter im Stil des deutſchen Mittelalters ein und hatte eine helle Freude, daß die berühmten Germaniſten von ganz Deutſchland zu ihm ſtrömten, um die Schätze ſeiner Bibliothek zu ſehen und — was er mit rührender Uneigennützigkeit geſtattete — auszubeuten. Er war ganz ritterlicher Romantiker, ein wunderlicher Schwarmkopf mit manchen kindlich-naiven Zügen, im ganzen ein Original, in dem die harmlos liebenswürdigen Eigenſchaften die kleinen menſchlichen Schwächen überwogen. Der bis ins höchſte Alter hinein äußerſt bewegliche Süddeutſche und die mehr norddeutſch-ſchwere Annette lebten gut nebeneinander, ohne ſich doch jemals nahezukommen.

Eppishauſen ſelbſt hat die Dichterin in einem Briefe an Schlüter prachtvoll geſchildert: wie unter dem altertümlichen, nicht hohen Schloß am Berge das Dorf liege, deſſen Kirchturmſpitze „den Wein aus dem Keller ſtehlen“ könnte, wenn ſie nicht ſo chriſtlich erzogen wäre. Wie an dieſes eine Dorf ein zweites, drittes, viertes und ſo fort bis zu einem ſiebenten ſich ſchließe, deren Häuſer ſie, Annette, mit der Lorgnette zählen könne, und „unſre gute, alte Burg drin wie das kleine Wien in ſeinen großen Vorſtädten“. Mitten durchs Tal die Chauſſee, auf der es rappelt und

klappert, darüber hinaus die lieblichsten, mit Laubholz bewachsenen Gebirge, und „auf jedem Gipfel ein Schlößchen, ein Dörfchen aus jeder Schlucht". Ihr Lieblingsaufenthalt aber ist das „Rebhäuschen", ein Gartenhäuschen an der höchsten Stelle des Waldes, mit wundervoller Aussicht auf das „kolossale Amphitheater" der Berge, ansteigend bis zu den Häuptern der Alpen mit ihrem ewigen Schnee.

Die größten Natureindrücke trug Annette jedoch bei einem Aufenthalt im benachbarten Schloß Berg davon, wo sie zum ersten und wohl einzigen Mal ein Alpenglühen sah, „dieses Brennen im dunklen Rosenrot". Es bewegte sie so stark, daß sie „den Kopf in die Sofapolster" steckte und vorläufig nichts anderes sehen noch hören mochte.

Bald aber zeigten sich Himmel und Erde von einer minder schönen Seite. Es war ein öder, schlimmer Winter. Sechs Monate lang lag Schnee; das Schlimmste ein „Nebel, aus dem man Brei hätte kochen können, der gar nicht fortging, und ich kann ohne Übertreibung sagen, daß ich das unmittelbar vor uns liegende Dorf mehrere Monate lang nur gehört, aber nicht gesehn habe ... Mama sagte ein ums andre Mal: ‚Lappland!' —" Es kam dazu, daß das Befinden der Hausfrau, der Schwester Jenny, das Schlimmste befürchten ließ. Aber um so größer war die Freude, als am 5. März Zwillinge geboren wurden, zwei gesunde, lustige, rothaarige und

blauaugige Mädchen", Hildegund und Hildegard. Und das Beste war, daß der glückliche Vater an Ludwig Uhland schreiben konnte: „Mutter und Kinder sind gottlob! so wohl, als wir nur immer wünschen können."

So war denn Annette glücklich wirklich zur Tante geworden. Aber so lieb sie die „beiden Füchslein" auch hatte, ihr Sinn stand mehr und mehr nach der Heimat, nach der braunen Heide und der guten Stadt Münster. Der Menschenschlag in der Schweiz gefiel ihr „im ganzen gar nicht". Die freien Schweizer, urteilt sie, seien die ärgsten Sklaven des Geldes, und reiche Bauern in den Dörfern stellten unbeschränktere Herren und schlimmere Tyrannen dar, „als je der Unterschied des Ranges dergleichen hervorgebracht hat".

Mehr und mehr hatte sich ihr auch inzwischen der Gedanke an eine Herausgabe ihrer Dichtungen aufgedrängt. Spät genug — sie stand im vierzigsten Jahr. Und es schien sich alles aufs beste schicken zu wollen. Durch Vermittlung des Bonner Professors Braun, der ein langjähriger Freund ihres Vetters Clemens gewesen, hatte der Verlag von Dumont-Schauberg in Köln von den Gedichten erfahren und bot sich zur Herausgabe an. Da auch einige kleinere Poeme neben den epischen Dichtungen in dem Bande enthalten sein sollten, schuf Annette in Eppishusen die „Säntis- und Weiherlieder", ein paar andre Kleinigkeiten und vor allem den prächtigen Zyklus

„Des alten Pfarrers Woche", der zum Freieſten, Kräftigſten, Reinſten und Klarſten gehört, was ſie geſchaffen und — vielleicht mit Ausnahme des ſchwächeren „Dienstags" — merkwürdig gleichmäßig durchgeführt iſt.

Aber die Freude, einen Verleger zu haben, war verfrüht. Anſtatt auf der Rückreiſe, wie ſie gehofft, alles ins reine bringen zu können, muß ſie in Bonn hören, daß Profeſſor Braun ſich mit Dumont-Schauberg völlig überworfen habe. Da nahm Annette ihr Manuſkript wieder an ſich und fuhr weiter. Krank und elend langte ſie am Anfang des Jahres 1837 in Rüſchhaus an.

Was nun? Das Fräulein behauptete zwar von ſich ſelber, daß ſie Ehrgeiz wenig und Trägheit viel habe, aber da ſie ſich nun mal mit dem Gedanken einer Veröffentlichung ihrer Poeſien vertraut gemacht, hätt' ſie ſich doch nun ſelber gern gedruckt geſehn. An eine Münſterſche Buchhandlung wollte ſie das Bändchen nicht geben, einmal weil die hier „herauskommenden Sachen" nur ein kurzes und obſkures Leben zu erwarten hätten, dann auch weil ſie „für auswärts" ſich beſſere Erwartungen hinſichtlich der Aufnahme mache und ihrer lieben Mutter, „die im Grunde jedes öffentliche Auftreten ſcheut wie den Tod", gern „zuerſt die möglichſt angenehmſten Eindrücke gönnen" möchte. Solange ſich kein auswärtiger Verleger fand, wollt' ſie jedenfalls noch feilen und korrigieren, vor allem am „Sankt

Bernhard" und am „Vermächtnis des Arztes". Starke Gesichtsschmerzen hinderten sie viel, aber sie wollte „jene beiden endlos gezupften und geplagten Gedichte endlich einmal zur Ruhe bringen", um an Neues gehn zu können. Unter diesen neuen Plänen oder vielmehr den zu vollendenden Arbeiten zählt sie auf: „Die Wiedertäufer, eine vaterländische Oper oder vielmehr Trauerspiel mit Musik", ferner das vielbesprochene Gedicht „Christian von Braunschweig", „was freilich fast allein nur in meinem Kopfe existiert".

Am Anfang dieses Buches ist gesagt worden, wie selten die Geschichte Westfalen betreten und daß es eigentlich nur die „Wiedertäufer", den „tollen Christian", den „Westfälischen Frieden" erlebt hat. Für eine poetische Behandlung kamen nur der Thomas Münzersche Kreis und der Halberstädter in Betracht. Zu den „Wiedertäufern" hatte das Fräulein bereits viel Musik komponiert; trotzdem ließ sie den Stoff fallen: die Katastrophe war ihr „zu gräßlich, auch zu gemein, und die sonst sehr verschiednen und interessanten Charaktere der Hauptpersonen verschwimmen zu sehr in der allgemeinen Raserei".

So blieb nur der „Christian" übrig, der ihr vielleicht noch näher trat durch einen Ausflug, den sie nach Egelborg und Ahaus machte, wo sie das alte Schlachtfeld, auf dem der tolle Herzog geschlagen ward, besichtigte. Sie hat auch reichlich historische Quellen studiert, da ihr

die Wirklichkeit, wie wir auch bei einer späteren Dichtung sehn werden, immer wichtiger und lieber war, als die poetische Zutat und eigenes Phantasiegewächs. Am 7. Dezember 1837 konnte sie den fertigen ersten Gesang der Familie Schlüter vorlesen, ein paar Wochen darauf ist der ganze Christian fertig. Durch die historischen Studien und das reiche Material (auch aus noch zu erwähnenden anderen Gründen) verschiebt sich das Thema ein wenig, und das fertige Gedicht wird nicht nach dem Halberstädter genannt, sondern erhält den Titel „Die Schlacht im Loener Bruch".

Es nimmt unter den größeren Dichtungen Annettens eine erste Stelle ein. Es ist rascher und flüchtiger niedergeschrieben als das „Hospiz"; es ist ohne viel Korrigieren, weil die Zeit drängte oder zu drängen schien, hingegeben worden; es ist deshalb frischer, es hat mehr „Zug", als seine Vorgänger. Zwar sind Verse darin stehen geblieben, die den Leser fast komisch anmuten, als wären sie nach einer Genusregel gedichtet — ich erinnere an die Zeilen: „Der starke Arm, der feste Fuß | den Grenadier bezeichnen muß", oder an den Abschnittsbeginn: „Auf Wiesenfluren, nett und fein, | Zeigt sich der Flecken Ottenstein" — — aber, von welcher wunderbaren Gewalt ist die Schlachtschilderung! Wie das Heer den Feind erwartet, wie die Marschmusik der Bayern im ungewissen Wind herüberweht, verklingt, deutlicher schon von neuem hörbar wird, wie

ſechs Stunden lang über den Grund „wie Hühnerſchwärm' in Haufen Granat' und Wachtel pfeifend laufen", bis die Geſchütze ſo glühend werden, daß Funken darüber fahren und mancher Kanonier die Hand verbrennt, wie endlich das Herberſtorffſche Regiment, „die Säbel hoch im Sonnenblitze", unter Albrecht Tilly attackiert, und noch im Schlamm des Moores die Gegner „wie zwei Waſſerſchlangen, die ſich in grimmer Lieb' umfangen", wütend ringen, bis der ſchwarze Schlund ſich über ihnen ſchließt und nur der Kamm des Helmes aus den Binſen ſieht — — das iſt mit grandioſer Wucht gegeben.

Es iſt der Schmerz mancher Leute, daß die Katholikin hier mit ihrem innerſten Herzen fraglos auf ſeiten des tollen Herzogs und ſeiner Leute ſteht, daß ſie nichts weniger als für die katholiſche Sache Partei nimmt.

„Das Recht, es ſtand bei jedem Hauf,
Und ſchweres Unrecht auch vollauf,
Wie ſie ſich wild entgegenziehn,
Hier für den alten Glauben kühn
Und dort für Luther und Calvin."

Sie ſagt von Tilly, ſeine blutige Hand hätte guter Sache Schmach geſpendet, und neben dem Herzog, den ſie auf alle Weiſe zu entſchuldigen ſucht, gehört ihre Liebe einem andern Gegner der Kaiſerlichen, dem jungen Grafen Otto Schlick.

Man hat sich wohl gefragt, woher diese Sympathien für den tollen Christian stammen, und hat geantwortet, daß, wenn Annette einmal den Herzog zum Helden machte, sie auch versuchen mußte, ihn interessant erscheinen zu lassen und ein gewisses Mitempfinden für ihn zu wecken. So mußte sich Schiller, wenn er Maria Stuart zur Heldin wählte, überwiegend auf ihren Standpunkt stellen, und man hat ihm deshalb ebenso eine allzu weitgehende Toleranz für die Katholikin vorgeworfen, wie hier der Katholikin Annette eine zu weitgehende Toleranz für den Protestanten und die protestantische Sache. Es liegt gewiß ein Körnchen Wahrheit in dieser Ansicht, die aus künstlerischen Gründen die „Rettung" des Halberstädters erklären will. Aber eben nur ein Körnchen. Denn da der Herzog schließlich doch mehr zurückgedrängt ward, und aus dem geplanten „Christian von Braunschweig" eine „Schlacht im Loener Bruch" wurde, so hatte es Annette nicht mehr so nötig, sich auf Christians Standpunkt zu stellen. Ich glaube deshalb, daß sie auch ein gewisses persönliches Interesse an den Halberstädter band, daß sie gleichsam in ihm einen Bruder sah, der von gleicher Kraft durchflammt war wie sie selbst und diese Kraft nur ungezügelt verwildern ließ. Man findet überraschende Parallelen zu ihrem eignen Leben in dem von ihr geschilderten Entwicklungsgange des Herzogs. Ein edler Stamm, ein Mensch mit reichen und guten Keimen wird durch eine

verkehrte Erziehung vernichtet. „Denn damals man wie heute tat | Und zog nicht die Natur zu Rat.“ Von der Zeder verlangte man Wein; die „allzufrommen Eltern“ erkannten die Feuerseele in dem Knaben nicht: zum Prieſter, zum ſanften Hirtenamt ward der junge Leu beſtimmt. „So konnt' es wohl nicht anders ſein, die edlen Säfte mußten gären, zum Mark die Träne ſiedend kehren.“ Aber der junge Prinz iſt gehorſam, er richtet ſich nach den Eltern, er nimmt die Inful. „Und keiner ſah ſein blitzend Aug' und ſah, wie krampfhaft ſeine Hand des Hirtenamts Symbol umſpannt'.“ Bald nachher ſchloſſen ſich des Vaters Augen in Frieden. Doch „näher dringt das Kriegsgeſchrei“, die Pfalzgräfin Eliſabeth weckt den Leuen, er ſpringt empor, „an ſeiner Kette grimmig rüttelnd. Sie bricht, und aus der langen Haft verdoppelt ſtürmt die wilde Kraft.“

Iſt es erſt nötig, in vielen Worten darauf hinzuweiſen, wieviel ähnliches in Annette war? In dieſer Annette, deren Feuerſeele auch von „allzufrommen Eltern“ nicht erkannt war, die nicht ihrer Adlernatur folgen, ſondern taubenhaft auf der Stange ſitzen ſollte, die ebenſo „krampfhaft“ das Kreuz umklammerte, deren edle Säfte ebenſo gärten oder gegärt hatten, die nachts allein gleichfalls an ihrer Kette grimmig gerüttelt, deren Weſen ebenſo aus „Froſt und Brand“ beſtanden hatte, wie das Chriſtians? Sagt ſie doch ſelbſt von ſich: „Und Froſt und Hitze muß ſich reimen, daß keine

Blume mir gedeiht." Und an anderer Stelle: „Wer hat mein Weſen ſo gemiſcht, daß Will' gen Willen ſteht zu aller Stund' in meiner Bruſt wie Tauben gegen Schlangen?" Nur daß ſie, das Weib, geduldet und ſich ſelbſt in bittren Kämpfen bezwungen hatte, während der Mann ſeiner Natur die Bahn frei gab. Aber die „wilde Muſe" in ihr, die von „jedes wilden Geiers Schrei" geweckt ward, mochte die Verwandtſchaft mit dem jungen Leuen fühlen und mußte ihn lieben.

Ich ſage nicht, daß ſich Annette dieſer Zuſammenhänge bewußt war, aber ſie ſtellen die pſychologiſche Erklärung dar für die nicht verhehlte Hinneigung des katholiſchen Edelfräuleins zu dem Halberſtädter.

Während ſie noch an der „Schlacht im Loener Bruch" arbeitete, kam von Schlüter ein Brief in Verſen an, der ihr verkündete, daß der münſteriſche Verleger Hüffer ſich erboten habe, den Band ihrer Dichtungen zu drucken. Nun ſollte es alſo doch eine „obſkure" Provinzbuchhandlung ſein! Adele Schopenhauer riet dringend ab, das Fräulein wußte nicht aus noch ein, ſchließlich gab Schlüter doch für Hüffer den Ausſchlag, die Mutter erklärte ihr Einverſtändnis, und ein paar Monate darauf, als Hüffers Preſſe gerade einmal „vakant" war, begann der Druck.

Leider mußte Annette zu eben dieſer Zeit Verwandtenbeſuche machen. Doch auch ſo wird

es für einen andern Dichter kaum verständlich sein, mit welcher Sorglosigkeit sie Schlüter Vollmacht erteilte — nicht nur etwa Korrekturen zu lesen, sondern auch zu ändern, Gedichte aufzunehmen oder fortzulassen usw. Er hat es herzlich gut gemeint, hat fleißig gearbeitet, aber er hätte es im ganzen wirklich nicht ungeschickter machen können, als er es gemacht hat. Prachtgedichte wie „Des Pfarrers Woche" waren fortgeblieben; Poeme, bei deren Erwähnung Annetten „die Haare zu Berge standen", wären fast gedruckt worden — man konnte nicht unglücklicher zusammenstellen, als Schlüter es getan.

Jedenfalls: das Buch war da. Es trug auf dem Titelblatt die Worte: „Gedichte von Annette Elisabeth v. D . . . . H . . . ."

Und auf die liebenswürdige Verständnislosigkeit Schlüters, nach dessen Überzeugung „die acht geistlichen Lieder am Ende Ihrer gedruckten Gedichte so schwer als alle ihnen vorangehenden zusammen genommen" wogen, folgt die anmaßende Verständnislosigkeit sonstiger Bekannter. Das erste Urteil, das Annette hörte, lautete: es sei alles Plunder, unverständliches, konfuses Zeug. Sie hätte darüber gelacht, aber sie war gerade bei Verwandten, die nun mehr oder minder plötzlich derselben Meinung waren. Man kann nicht ohne Rührung Sätze lesen wie die folgenden: „S. . . . war in der ersten Zeit ganz wunderlich gegen mich, als ob sie sich meiner

ſchämte. Mir war ſchlecht zumute; denn obgleich ich nichts auf der H. Urteil gab und auf Fs. noch weniger — ſo mußte ich doch zwiſchen dieſen Leuten leben, die mich bald auf feine, bald auf plumpe Weiſe verhöhnten und aufziehn wollten."

Das Echo kam auch hier aus der Ferne. Es erſchienen ein paar lobende Rezenſionen; Männer wie Gutzkow, Jakob Grimm, Freiligrath, Schücking u. a. klatſchten Beifall. Im ganzen blieb das Büchlein völlig unbeachtet. Es ſind nach einer Mitteilung Hüffers genau — einundvierzig Exemplare verkauft worden. Und ſo wenig ehrgeizig Annette war, ihrer Verwandten, hauptſächlich ihrer Mutter wegen, hätte ſie ſich doch ſelber einen Erfolg gewünſcht.

Um dieſe Zeit knüpften ſich zwei Freundſchaften, davon eine beſonders für das Fräulein außerordentlich wichtig werden ſollte. Es tritt ihr der Mann näher, der ſie zuerſt in ihrer ganzen poetiſchen Bedeutung erfaſſen, deſſen belebendes Intereſſe ihr die Flügel löſen konnte, und gleichzeitig erwirbt ſie eine Freundin, die ihr ſehr ans Herz wuchs. Die Freundin war die junge Oberregierungsrätin Eliſe Rüdiger, geborne v. Hohenhauſen, deren „Lieben ſo friſcher Ranken Zier um meinen kranken Lebensbaum geſchlagen". Wir verdanken dieſer Eliſe v. Hohenhauſen eine Menge liebenswürdiger Aufzeichnungen. Und Annette ſagt in dem Gedichte an ſie:

„Zu alt zur Zwillingsſchweſter, möchte ich
Mein Töchterchen Dich nennen, meinen Sproſſen,
Mir iſt, als ob mein fliehend Leben ſich,
Mein rinnend Blut in Deine Bruſt ergoſſen.“

Immer ſtärker tritt in der alternden Dichterin das mütterliche Gefühl hervor. Und wie Eliſe v. Hohenhauſen ihr „Töchterchen“, ſo iſt Levin Schücking ihr „Junge“. Es hebt da eine der ſeltſamſten und ſchönſten „Seelenfreundſchaften“ an, die man im Umkreis der Literatur kennt. Aber eh' wir uns ihr zuwenden, mag erſt der wichtigſten Tat des guten Profeſſors Schlüter gedacht ſein, der durch ſein ewiges Drängen erreichte, daß Annette eine Dichtung beſchloß, die ſie vor achtzehn Jahren unfertig liegen gelaſſen hatte. Bei ſeiner herzlichen Frömmigkeit war es natürlich, daß er die geiſtlichen Lieder allem anderen vorzog; ſein ceterum censeo war, daß das Fräulein das „Geiſtliche Jahr“ vollenden müſſe. Ob es ohne ſein ſtetes Treiben geſchehen wäre, iſt nicht ohne weiteres wahrſcheinlich. Denn der ganze Plan „lag“ der Dichterin eigentlich gar nicht. Es iſt ſchon früher bemerkt worden, daß ihr Schaffen in jedem guten, aber auch in einem ſehr üblen Sinne „dilettantiſch“ war — in dem Sinne des Nichtvollendens. Sie verlor mit einem Male die Luſt und ließ Angefangenes liegen. Deshalb war es immer notwendig, daß ihr jemand gleichſam die Sporen gab. Beim „Geiſtlichen Jahr“ lag die Sache noch verzwickter. Nach dem Plane ſollte auf

jeden Sonn- und Feiertag des Kirchenjahres ein Gedicht kommen. Sechsundzwanzig Gedichte waren früher geschaffen worden — sechsundvierzig standen ihr noch bevor. Man wird zugeben, daß die Aufgabe recht unkünstlerisch ist. Man muß ferner berücksichtigen, daß Annette die gebundene Marschroute nicht liebte. „Was ich soll, das mag ich nie", gesteht sie in einem Briefe. Sie hat das Steinklopfen so lange mit Passion betrieben, wie es eigentlich keinem recht war; als die Ärzte es direkt verordneten, damit sie Bewegung hätte, mochte sie's nicht mehr und ließ sich treiben, wie der Esel zur Mühle. Sie begriff von hier aus sogar, „wie ein Mann seine Frau müde wird, da sogar meine Liebe zum Steinbruch den Zwang nicht hat überleben können". Und als sie nach Absolvierung einer großen Besuchstour bei Verwandten längst wieder im einsamen Rüschhaus sitzt und schon monatelang am „Geistlichen Jahr" geschrieben hatte, gesteht sie, sie „hätte schwerlich den Mut zum Anlaufe genommen, wenn ich die Höhe des Berges erkannt, der vor mir lag".

Aber sie war der „duseligen Ansicht" gewesen, das meiste bereits getan zu haben, als sie an die Weiterführung ging. Doch fehlte es nicht „an der nötigen Stimmung in so vielen einsamen Stunden", so daß die Arbeit brav vorwärtsrückte, und sie Ende August die Hoffnung aussprechen durfte, das „Geistliche Jahr" würde sich früher schließen als das Jahr neunundbreißig.

Allerdings ging es ihr genau wie dem frommen Novalis, der sich auch vorgenommen hatte, geistliche Lieder zu dichten. Wie herrliche ihm gelangen, ist bekannt; aber von Lied zu Lied ward die Gefahr der ewigen Wiederholung größer. Um die gleichen Klippen versuchte Annette vergeblich ihr Schifflein herumzusteuern. „Ich glaube", bekennt sie, „es wird mir immer schwerer werden, einige Mannigfaltigkeit hineinzubringen." Und besonders deshalb ward es ihr immer schwerer, weil sie sich nur ungern und selten entschließen konnte, einiges aus dem Texte selbst in Verse zu bringen. Er schien ihr „zu heilig dazu, und es kommt mir auch immer elend und schwülstig vor gegen die einfache Größe der Bibelsprache". So hob sie nur einzelne Stellen hervor, die sie am meisten frappierten und die ihr Stoff zu Betrachtungen gaben.

Im Dezember 1839 war das „Geistliche Jahr" wirklich vollendet.

Da drängt sich vor allem die Frage auf, wie die beiden durch einen Zeitraum von fast zwei Jahrzehnten getrennten Hälften zueinander stehen. Und es ist auffällig, daß sie sich so wenig unterscheiden. Sieht man genauer zu, so findet man wohl, daß die erste Hälfte formal reinere, aber auch oberflächlichere, glattere, die zweite Hälfte dunklere, ungelenkere, aber auch kühnere und tiefere Verse hat. Annette, ob sie auch wohl wußte, „daß eine schöne Form das Gemüt aufregt und empfänglich macht", ließ es sich nach

eignen Worten gerade hier nicht kümmern, daß „manche der Lieder weniger wohlklingend sind, als die früheren; dies ist eine Gelegenheit, wo ich der Form nicht den geringsten nützlichen Gedanken aufopfern darf". Am seltsamsten ist jedoch, daß die fast zwanzig Jahre später geschriebnen Gedichte fast gar keine religiöse Weiterentwicklung verraten, daß sie nur noch mit größerer Schärfe die früher ausgesprochnen Ideen und Empfindungen betonen. Man darf also fraglos die Lieder des „Geistlichen Jahres" als sichre Zeugnisse für Annettens religiöse Stellung betrachten.

Der schon im ersten Teil immer wiederkehrende Gedanke, daß ihr Herz zwar Liebe zollen, aber nicht kindlich-einfältig glauben könne, wird im zweiten Teile ewig variiert. Da gesteht sie in dem vielleicht schönsten Gedichte des ganzen Zyklus:

„Ist es der Glaube nur, dem Du verheißt,
Dann bin ich tot.
— — — —
Ich hab' ihn nicht.
Ach nimmst Du statt des Glaubens nicht die Liebe
Und des Verlangens tränenschweren Zoll,
So weiß ich nicht, wie mir noch Hoffnung bliebe."

Sie seufzt: „Zu glauben, ach wie süß und ach wie schwer!" Sie ruft „am sechsundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten": „O Glaube, Glaube, wem Du kalt und schwach, der schleppt

den Grabſtein an der Ferſe nach; und dennoch heil ihm, ſchleppt er ihn mit Schmerzen!"

Und was hat ihr den Glauben genommen? Auch das ſagt ſie deutlich: „O bittre Schmach, mein Wiſſen mußte meinen Glauben töten!" Der Tyrann, heißt es in den Verſen, die den fünfundzwanzigſten Sonntag nach Pfingſten begleiten, der ihr beſtes und einziges Gut niederhielte, ſei nicht Trägheit oder Luſt der Welt — es ſei der Fluch des Verſtandes, der an ihrer Hoffnung nage. Sie flucht den eignen Gaben:

„Und haſt Du des Verſtandes Fluch
Zu meiner Prüfung mir geſtellt:
Er iſt ein Trug.
Doch haſt Du ſelber ja, Du Herr der Welt,
Haſt ſelber den Verführer mir geſellt."

Dadurch iſt „das Geben und das Streben mir zerriſſen von Grübelns Dornen, wie der Einfalt bar". Und ſie fleht ſtets von neuem:

„Gib Dich gefangen, törichter Verſtand,
Steig' nieder
Und zünde an des Glaubens reinem Brand
Dein Döchtlein wieder."

Vergebens! Ihr Glaube bleibt ſchwach, ſie wird der vollen Gnade nicht teilhaftig, und es kommen Zeiten, die ganz troſtlos und voller Unglaube waren. Da hat ſie vor völligem Verlorengehen nur der ſich emporringende Ent-

ſchluß geſchützt, dem Glauben, ob er ihr auch tot war, doch Kränze zu flechten und ihres „Gottes Traum“ zu lieben. Und daß ſie das konnte, daß ſie „nicht ganz der öden Stätte gleich“ ward, das meinte ſie der Heimat, ihrem kleinen Lande danken zu müſſen:

„Du haſt zu früh gelegt ein frommes Band
Um meine Seele in der Kindheit Stunde.“

Auf die geiſtlichen Lieder der Zweiundvierzigjährigen paſſen noch genau dieſelben Worte, die ſie als Dreiundzwanzigjährige von der erſten Hälfte des „Geiſtlichen Jahres“ geſagt: daß für alle ſehr frommen Menſchen dieſe poetiſchen Schöpfungen eines vielfach gepreßten und geteilten Gemütes völlig unbrauchbar und daß ſie nur für jene unglücklichen, törichten Menſchen ſeien, die in einer Stunde mehr fragten, als ſieben Weiſe in ſieben Jahren beantworten könnten. Mit anderen Worten eben: Lieder eines edlen, verängſteten Herzens, das nicht ſo glauben kann wie es möchte und wie ſeine Umgebung glaubt.

Von hier aus läßt ſich am beſten in dem törichten Streite um die „Katholikin“ Annette Stellung nehmen. Der Jeſuit Kreiten muß mit halbem Bedauern zugeben, daß die Dichterin auch mit Andersgläubigen äußerſt freundſchaftlich verkehrte und ſehr tolerant war, daß ſie bei der eignen ängſtlichen Unſicherheit alles Dis-

putieren mit Andersdenkenden vermied, um nicht in Verwirrung zu geraten. Aber er wehrt sich gegen die Ansicht, die in Annette eine sogenannte „liberale" Katholikin sieht.

Es fragt sich nur, was man darunter verstehen will. Es kommt darauf an, ob man des Fräuleins Willen und Streben in den Vordergrund rückt oder ihren Glauben.

Wenn der Wille genügt — dann war Annette die beste Christin und der katholischen Kirche treueste Tochter. Daran ist kein Zweifel möglich. Sie hat das Bekenntnis, in dem sie erzogen war, immer hochgehalten; sie hat nichts eifriger erstrebt, als den Ihren gleich zu werden in einfältiger Frömmigkeit.

Soll aber das harte Bibelwort gelten, daß, wer da nicht glaubt, verdammt wird — dann steht die Sache wesentlich anders. Denn wir sehen zur Genüge, wie schwach Annette im Glauben war.

Ihr „Geistliches Jahr" trägt übrigens fast gar nicht konfessionellen Charakter. Wie jede eigentliche „Dichtung" erhebt es sich *über* die Parteien. Es ist ein Buch für *alle* Christen: der Protestant wird schwerlich etwas finden, das seinen Glaubensformen widerspricht. Deshalb ist es töricht, Annette gewaltsam zu einer konfessionellen Dichterin stempeln zu wollen. Sie war eine *christliche* Dichterin. Alle Nöte ihres Herzens trägt sie vor Jesum. Er ist nach dem „Geistlichen Jahr" für sie der einzige Mittler

zwiſchen ihr und dem Vater; die Marien- und Heiligenverehrung iſt ganz ausgeſchaltet. Es iſt faſt nichts ſpezifiſch Katholiſches in dieſen Liedern — nur das ſpezifiſch Chriſtliche, das allen Chriſten gemeinſam iſt.

Dieſes Weſentliche der Religion war ihr wie doch jedem wahrhaften Chriſten die Hauptſache. Aber es blühte hervor aus ihrem katholiſchen Bekenntnis und hatte darin einen feſten Stützpunkt, ſo daß es niemals zu vager Abſtraktion wurde. Und auch dieſe Form und Hülle hielt Annette jederzeit heilig, ſie ſchien ihr notwendig und bei weitem die beſte und „der Moralität zuträglichere". Doch ließ ſie nicht dieſe heiliggehaltene Form zu einem Walle werden, der ſie etwa von dem proteſtantiſchen Teile unſres Volkes abſchließen könnte. Sie wollte ihr Bekenntnis geachtet wiſſen, achtete aber auch jedes andre und hat weder jemals ihre Konfeſſion ſchroff in den Verſen herausgekehrt noch gar im Leben oder Dichten je auch nur mit einem Worte verſucht Proſelyten zu machen. Mit der gleichen Andacht können ſich Katholiken und Proteſtanten in ihre geiſtlichen Lieder verſenken — in dieſe chriſtlichen Lieder einer einſamen Seele, die ſich von der allgemeinen Schar ausgeſchloſſen fühlte.

Es war ihr auch, wie Schücking erzählt, die Art durchaus nicht behaglich, „wie im Jahre 1837 die katholiſchen Stimmführer die erſten Schritte zu einer Verwandlung der Kirche Deutſch-

lands in eine politische Partei machten". Darauf mag sich das Lied „Am ersten Sonntag im Advent" beziehen, wo sie Jesum anredet:

„Du bist so mild,
So reich an Duldung, liebster Hort,
Und mußt so wilde Streiter haben;
— — — — — —
Mit Spott und Hohn
Gewaffnet hat Parteienwut,
Was Deinen sanften Namen träget" — ɔc.

Der künstlerische Wert der Lieder des „Geistlichen" Jahres ist sehr verschieden, im ganzen nicht sonderlich hoch. Aus ermüdenden Variationen heben sich ein paar Prachtstücke, voran etwa die Gedichte „Am dritten Sonntag nach Ostern", „Am letzten Tag des Jahres" und einige andere, doch gibt es der eintönigen, gequälten Strecken genug. Es sollte auch nicht eigentlich ein Werk der Kunst sein, was Annette da geschaffen; sie selbst bestimmte, daß es nur zu einer Zeit erscheinen dürfe, „wo mein ganzes irdisches Streben mir wohl töricht erscheinen wird, und dieses Buch dann vielleicht das einzige ist, dessen ich mich dann freue". Es ist auch wirklich erst nach ihrem Tode veröffentlicht worden. Daß sie mit ihren Worten keine literarische Wertung aussprechen wollte, ist selbstverständlich. Auch ohne das „Geistliche Jahr" würde sie als Dichterin ihren Rang und Platz behaupten, und Kreitens Urteil, daß sie damit das „Eigentüm-

Das Rüschhaus bei Münster i. W.

Digitized by Google

dem etwas blöde vor ihr ſtehenden Schüler ruhen laſſen, und da ſie die Verpflichtung fühlen mochte, etwas für die Unterhaltung des jungen Menſchen zu tun, zeigte ſie ihm eine höchſt kunſtreiche Arbeit, die ſie kürzlich vollendet hatte. „Es war", erzählt Schücking, „eine aus weißem Papier ausgeſchnittene Landſchaft mit Felſen, Palmenbäumchen, Tierchen und Menſchlein, in einem Rahmen zuſammengeſetzt, ein merkwürdiges Werk, das mir weit mehr wegen der daran verwendeten Geduld und der außerordentlichen Geſchicklichkeit, als wegen der Schönheit der dadurch erreichten Wirkung bewunderungswürdig ſchien. Dann zeigte ſie ihre in Glasſchränken aufbewahrte Naturalienſammlung; die Fülle prächtiger Muſcheln, Seeſterne, Korallen; glänzende und große Bergkriſtalle, Erze, Metallſtufen; auch hübſche Anticaglien, Münzen, Gemmen; endlich einige Kunſtſachen uſw." Natürlich fragte Annette auch viel nach Levins Mutter und war überhaupt ſehr freundlich, wenn auch ein wenig von „der gemeſſenen Zurückhaltung, welche ihr ſtets die Gegenwart der Ihrigen auferlegte".

Ob es dem Gymnaſiaſten, dem luſtige Geſellſchaft lieber war, gerade ſehr im ſtillen Rüſchhaus gefallen hat, iſt eine zweite Frage. Da ſtarb — am 2. November 1831 — ſeine Mutter Katharina. Annette, tief erſchüttert durch die Nachricht, rief den Jungen zu ſich. Sie hatte den Brief, in dem die Freundin ihr ihren Älteſten ans Herz legte, noch nicht beantwortet;

nun war aus der Empfehlung ein heiliges Vermächtnis geworden. Tränen ſtanden ihr in den Augen, als ſie dem Sohne die Hand reichte. Ihr war, als hätte ſie nun die Verpflichtung, über ihm, eine zweite Mutter, zu wachen und ſich um ſein Wohl und Wehe zu bekümmern.

Die erſten Jahre hatte ſie dazu keine Gelegenheit, denn Schücking verließ Münſter bald, ſtudierte ſeit 1833 an verſchiedenen Univerſitäten, widmete ſich dann der Schriftſtellerei und kam erſt 1837 nach Münſter zurück, wo er ſich durch Unterricht im Engliſchen und kritiſche Mitarbeit an größeren Zeitſchriften ziemlich mühſam ſein Brot verdiente. Er trat nicht gleich mit Annette in Verbindung. Er ſuchte ſie weder auf noch ließ ſie ihn kommen, ſei es, daß ſie von ſeiner Anweſenheit nichts wußte, ſei es, daß ein andrer Grund ſie beſtimmte. Schückings Vater nämlich hatte das für Münſter fluchwürdige Verbrechen begangen, eine ironiſche Broſchüre über den eben entbrannten Kirchenſtreit, über den erſten Zuſammenſtoß von „Krone und Tiara“ zu ſchreiben. Damit war er für die ultrakatholiſchen Kreiſe gerichtet, und daher ſtammte vielleicht auch das ewige Mißtrauen, das Frau von Droſte dem Sohne entgegenbrachte.

Es hatte ſich nun in Münſter unter dem Vorſitze einer mit 75 Jahren noch dichtenden, malenden und komponierenden Frau von Aachen ein literariſcher Zirkel gebildet, dem auch die Oberregierungsrätin Rüdiger und eine Reihe

andrer Bekannten Annettens angehörten. In diesem Klub traf das Fräulein etwa Ende 1838 mit Levin Schücking zusammen. Er gefiel ihr zuerst nicht sonderlich. Zwar erkennt sie sofort, daß er das feinste Urteil von allen hatte, sie nennt ihn auch „sehr geistreich und überaus gefällig", aber findet ihn „doch so eitel, aufgeblasen und tapsig, daß es mir schwer wird, billig gegen ihn zu sein".

Bald jedoch treten sich die beiden Menschen näher und näher. Vieles wirkte dazu mit: er war der Sohn ihrer Freundin, ihr auf die Seele gebunden. So versuchte sie durch die wenigen verwandtschaftlichen Verbindungen, die sie hatte, ihm seinen Weg zu ebnen. Sie schrieb lange Briefe, um ihm eine Stellung zu verschaffen, setzte seine Kenntnisse und Eigenschaften ins beste Licht, nahm an seinen literarischen Arbeiten, ob sie ihm auch nur kritisches Talent zutraute, regen Anteil. Es war gewiß nur erst Pflichtgefühl, was sie trieb.

Ihre Bemühungen um eine Stellung waren, übrigens zu Schückings Freude, erfolglos, aber sie banden doch die beiden schon fester. Dann wird Annette ihn noch näher kennen gelernt haben, und langsam verwandelte sich das Verhältnis. Derjenige, dem sie hatte geben wollen, begann ihr zu geben. Sie hatte sein feines Urteil von Anfang an gerühmt. Es ward fruchtbar für sie. Zum erstenmal trat jemand an ihre Seite, der für ihr Schaffen Verständ-

nis hatte, ein ganz andres Verständnis als das gute Schlüterchen, ein Mann, der seine ganze Sach' auf die Schriftstellerei gestellt hatte, der mit der großen, allgemeinen Literaturentwicklung in Verbindung stand und mit ihr Schritt hielt, gegen den der gute Schlüter in literarischer Beziehung doch so „obskur" war, wie der Hüffersche Verlag, den er ihr verschafft, obskur war gegen den Cottaschen, den ihr eben Schücking später verschaffen sollte. Wer einsam und in seinem Besten unverstanden, ob auch noch so geliebt und geachtet, dahingelebt hat, der jauchzt auf, wenn er einen findet, der ihn ganz versteht. Es gibt kaum ein reineres Glück. Ein Erlösungsjauchzen muß auch durch das Herz Annettens gegangen sein, ob die jahrzehntelang Gefangene auch vielleicht schon etwas stumpf geworden war. Man erzählt, daß die Freundschaft den innigen Charakter erst erlangt habe von dem Tage, da Annette gleichsam in Vertretung der verstorbenen Mutter in Levin Schückings Leben gegriffen. Es hätte zwischen ihm und einer „anmutigen jungen Frau" (Annettens Freundin Elisa Rüdiger) eine Liebesneigung bestanden. „Nach ihrer ganzen Lebensanschauung, ihrer hohen Auffassung der Ehe" mußte das Fräulein „diese Neigung als eine schwere sittliche Gefahr betrachten. Ihrem Einfluß gelang es denn auch, die beiden jungen Menschen allmählich in die Bahn einer gehaltenen, reinen Freundschaftsempfindung hinüberzuführen. Dabei hatte sie

zum ersten Male den mütterlichen Ton angeschlagen, der fortan in ihrem Verkehr weiterklang . . ."

So berichtet Levin Schückings Tochter. Daraus mag sich erklären, daß der mütterliche Ton auch auf die junge Freundin Elisa ausgedehnt ward. Aber man soll, was hier erzählt wird, auch nicht überschätzen. Denn die Einmischung von seiten der scheuen Annette in das Liebesverhältnis setzt an sich schon einen sehr nahen Freundschaftsbund voraus.

Während sich die Dichterin vergeblich die Finger wund schrieb, um für den Freund etwas Sichres ausfindig zu machen, erhielt Schücking von andrer Seite Hilfe und Beschäftigung. Im Sommer 1839 trat „ein merkwürdig offen und gutmütig aussehender, wohlgenährter, junger Mann" bei ihm ein: es war Ferdinand Freiligrath, der durch seine Wüstenritte und virtuosen Menageriepoesien eine berühmte literarische Größe geworden war.

Man hatte auch damals wie heut wieder das Stichwort „Heimatskunst" ausgegeben; durch die nationalen Romantiker, durch die Grimms, Arnim, Brentano, Uhland usw. war man auf das Volkslied, auf das Volksmärchen aufmerksam geworden; und je deutlicher die internationale, demagogische Tendenz der modernen Literatur, der jungdeutschen Schule hervortrat, um so stärker wandten sich die mehr konservativ gerichteten Schriftsteller der Heimat, ihren

Sagen und Sitten, ihren charakteriſtiſchen alten Bräuchen und Überlieferungen zu. Es war, als ob in der Vorahnung großer Umwälzungen noch alles raſch aufgezeichnet werden ſollte, ehe das heranziehende Gewitter ſich entlud, ehe der Sturm, der 1848 losbrach, vieles Eigentümliche vernichtete, ehe der erleichterte und bald durch die Eiſenbahn jede Entfernung aufhebende Verkehr ſeine abſchleifende und gleichmachende Wirkung begann.

So ward Provinz für Provinz, Ländchen für Ländchen von Einheimiſchen bereiſt, durchforſcht, beſchrieben; es war die Zeit der „maleriſchen und romantiſchen" Heimatswerke. Was Wunder, daß da ein unternehmender Buchhändler auch ein „maleriſches und romantiſches Weſtfalen" plante, Ferdinand Freiligraths friſche Berühmtheit dafür gewann und den Dichter mit dem Düſſeldorfer Maler Schlickum zuſammen ausſchickte zur ſchriftſtelleriſchen und zeichneriſchen Aufnahme des Landes der roten Erde. So kam Freiligrath, damals noch nicht dreißigjährig, nach Münſter, und der literariſche Klub geriet in große Aufregung und Erwartung.

Man muß hier Annette ſelber hören. Was ſie darüber erzählt, iſt ſehr charakteriſtiſch für ſie. Anfang Juli 1839 ſchreibt ſie alſo an ihre Schweſter: „Freiligrath war denn in Münſter und erhielt durch Schücking eine Einladung in unſer Kränzchen. Ich war den Tag dunſch (wohl ſo viel wie ‚benommen') und wollte nicht kom-

men; Freiligrath ließ auch absagen und machte statt dessen sich einen lustigen Abend mit einigen jungen Leuten. Am andern Tage kam Schücking ganz affairiert und geheimnisvoll zu mir, mir tausend Grüße von Freiligrath zu bringen; ‚er lasse mir sagen, meine Gedichte seien wunderschön, und er hätte viel darum gegeben, mich kennen zu lernen; nun ich aber absagen lassen, möge der Henker das ganze Kränzchen holen'."

Jede andere unbekannte Dichterin, der ein berühmter Poet dergleichen bestellen läßt, hätte sich dadurch riesig geschmeichelt gefühlt. Es wäre doch wohl auch das Natürliche gewesen. Annette jedoch fährt fort:

„Ich freue mich, ihn nicht gesehen zu haben; er muß ein kompletter Esel sein. So ein Ladenschwengel braucht wahrhaftig nicht zu tun, als ob unser Kränzchen ihm die Schweine hüten müßte. Sein schneller und gigantischer Ruhm hat ihn ganz rapplicht gemacht . . . hier in Norddeutschland sind die Leute ganz wie betrunken von seinen Gedichten; schön sind sie auch, aber wüst."

Man sieht: die Dichterin urteilt hier ganz frei; die adlige Dame sehr unfrei und ungerecht. Denn schließlich ist es doch einem echten Poeten nicht zu verdenken, daß er mit 29 Jahren lieber einen vergnügten Kneipabend mitmacht, als sich in einen ästhetischen Tee zu dilettierenden Frauenzimmern steckt, dem die einzige wirkliche

Dichterin fernbleibt. Man verſteht hiernach und nach mancher andern Stelle den Satz, den Schücking ſpäter einſt ſeiner Braut über Annette ſchrieb: daß ſie nämlich „alle drei Hochmüte" hätte: „den ariſtokratiſchen, den Damen- und den Dichterhochmut". Und hier war die Ariſtokratin, die Dame und vor allem auch die empfindliche Münſteranerin von dem „Ladenſchwengel" verletzt und ließ ſich zu ſo heftigen Worten hinreißen. Übrigens war mit ſolch einem Temperamentsausbruch jede derartige Sache erledigt; ein Nachtragen gab es nicht. Annette nahm ſpäter noch „äußerſt lebhaften Anteil an den Schickſalen" Freiligraths; es lag ihr doch ſehr an ſeinem Urteil, und ſie hat nicht nur an eine Korreſpondenz, ſondern auch an eine Zuſammenkunft mit ihm gedacht. Aber wie ſchon geſagt: Die Mutter erklärte ſich entſchieden gegen jeden ſchriftlichen oder perſönlichen Verkehr.

Dieſes kleine Erlebnis mit Freiligrath, ſo ſehr es für die Dichterin bezeichnend iſt, wäre doch nicht wichtig genug, ſo weitläufig vorgetragen zu werden, wenn es nicht in loſer Verbindung ſtände mit einem neuen Werkchen Annettens.

Seit nämlich ihre Gedichte erſchienen waren, ohne Erfolg zu haben, glaubte ſich die ganze Verwandtſchaft berechtigt, gute Ratſchläge zu erteilen, wie ſie es machen müſſe. Alles zupfte an ihr herum. Und Adele Schopenhauer ſchrieb die feinen Worte an die hin- und hergezerrte Freun-

bin: „Es gehört eine unendlich reine Natur, eine herrliche Konstitution der Seele und des Körpers dazu, um ein Dichter zu bleiben nach dem ersten Auftreten. Sie sind gar nicht in der Welt, erst eben in Ihrer Provinz, fast sagte ich, in Ihrer Familie, aufgetreten, und wie reißt alles an dem kaum gebornen, wie ein Schmetterling noch mit feuchtem unversuchtem Flügel sich still entfaltenden Talent! Da bleibe einer Dichter! Da bleibe einer sich treu, eigentümlich, rein, unangetastet von aller fremden Annäherung! Kaum möglich. O das erste Gedicht eines wirklich geborenen Dichters! es ist damit wie mit der Frauenliebe; Jean Paul sagt, nur einmal liebten wir des Geliebten, nachher immer der Liebe wegen. Ich wollte, es holte euch alle der Kuckuck, ehe ihr das zweite Opus in die Welt schickt."

Annettens Plagegeister predigten ihr Tag für Tag vor, daß sie weniger für den Vers, als für die Prosa und besonders für das Komische begabt sei. Die Ansicht war verständlich, denn das Fräulein hatte einen scharfen Blick für das Charakteristische und für menschliche Schwächen; man wird sich erinnern, daß sie leicht durch kecke Antworten und Urteile übers Ziel schoß. Sie hatte mehr Satire, als Humor. Aber als sie mit der Zeit milder ward, in ihrem Wesen gleichmäßiger, stellte sich doch auch zeitweilig ein erquicklicher Humor ein. Es ward schon erzählt, wie sie den Kaufmann Schmitz agierte. Und

endlich ließ sie sich breitschlagen: sie wollte wirklich einen Versuch im Komischen machen, weil sie „des seit zwanzig Jahren bis zum Ekel wiederholten Redens über Mißkennung des eignen Talentes müde“ war. „Mißlingt der Versuch, so haben meine Plagegeister ja den Beweis in Händen, daß der Irrtum auf ihrer Seite war.“

Sehr verheißungsvoll klingt das nicht. „Was ich soll, das mag ich nie“, hatte sie ja schon früher gesagt. Sie gesteht auch jetzt, daß sie sich vor jener gleichsam bestellten Arbeit scheue wie das Kind vor der Rute. Im Grunde widersteht sie ihr. Die humoristische Ader „ist meiner gewöhnlichen und natürlichen Stimmung nicht angemessen, sondern wird nur hervorgerufen durch den lustigen Halbrausch, der uns in geistreicher und lebhafter Gesellschaft überfällt, wenn die ganze Atmosphäre von Witzfunken sprüht, und alles sich in Erzählung ähnlicher Stückchen überbietet. Bin ich allein, so fühle ich, wie dieses meiner eigentlichen Natur fremd ist . . .“

Durch Freiligrath-Schücking kam sie zu dem „komischen“ Stoff. Freiligrath war nämlich der übernommenen Herausgabe des „malerischen und romantischen Westfalens“ bald müde geworden. Und als Schücking ihn in Unkel, wo er seit dem Sommer 1839 wohnte, besuchte, erklärte er dem Freunde, es sei besser, wenn er, Schücking, die Arbeit besorge. Der Verleger, der schon viel Geld in das Unternehmen gesteckt, war ver-

zweifelt, drängte fortwährend und kam selbst nach Unkel, um sein Manuskript zu holen. Er wurde mit Hallo empfangen, tüchtig eingeseift und ohne Manuskript, aber mit einem gehörigen Rausch zurückspediert.

Aus den eignen münsterischen Erfahrungen mit Freiligrath und diesem ihr von Schücking erzählten Streich schuf Annette ihr „komisches" Werk, das „Lustspiel": „Perdu oder Dichter, Verleger und Blaustrümpfe."

Es ist ihr weitaus schwächstes Werk, ja, es ist ihrer ganz unwürdig, und es ist bedauerlich, daß sie es selbst nicht gleich in den Ofen gesteckt hat. Daß sie die Technik des Dramas nicht beherrscht, daß sie nur dialogisierte Szenen gibt, will wenig besagen. Aber was man von ihr am wenigsten erwartet hätte: daß sie so billige Ware feilhält. Es ist ein so dünner literarischer Humor in diesem „Perdu", daß er einem beinah leid tut wie ein armes Würmchen, das nicht leben und nicht sterben kann. In leichter Verkleidung treten Personen des Kränzchens, des Klubs auf; Freiligrath figuriert als „Sonderrat", Levin Schücking als der Kritiker Seybold, Annette selbst hat der Frau von Thielen einige Züge ihres Bildes geliehn. Freude erlebte sie an dem Lustspiel auch nicht. „Es ist", wie sie an August von Haxthausen 1841 schreibt, „von meinem Kreise förmlich gesteinigt und für ein vollständiges Pasquill auf sie alle erklärt worden." Sie ließ es auch nicht drucken, und das

verunglückte Debüt ſcheint ſie nicht nur für alle Zeit von ihren Plagegeiſtern befreit, ſondern auch ihr ſelbſt zur Lehre gedient zu haben. Zur dramatiſchen Form, die ſie hier zum zweitenmal vergeblich umworben, kehrte ſie nie wieder zurück. Wir haben das nicht zu bedauern.

Immer inniger war inzwiſchen der Verkehr mit Schücking geworden und hatte den mit Schlüter zu verdrängen begonnen. Jede Woche wanderte der junge Schriftſteller, Dienstags, nach Tiſch, zu Annetten hinaus. Wenn er, den Rock auf dem Stocke, angetrabt kam, ſah er das Fräulein meiſt ſchon am Rande des Gehölzes auf ihn warten. Ohne Hut, die blonden Locken vom Winde umſpielt, ſaß ſie auf der Holzbank unter den Eichen, das Fernrohr am Auge, um den Kommenden möglichſt früh zu entdecken. Sie hat die Bank, auf der ſie gewartet, auch beſungen:

„Im Parke weiß ich eine Bank,
Die ſchattenreichſte nicht von allen
Nur Erlen laſſen, dünn und ſchlank,
Darüber karge Streifen wallen;
Da ſitz' ich manchen Sommertag
Und laſſ' mich röſten von der Sonnen,
Rings keiner Quelle Plätſchern wach,
Doch mir im Herzen ſpringt der Bronnen.

Dies iſt der Fleck, wo man den Weg
Nach allen Seiten kann beſtreichen,
Das ſtaub'ge Gleis, den grünen Steg
Und dort die Lichtung in den Eichen:

Ach manche, manche liebe Spur
Iſt unterm Rade aufgeflogen!
Was mich erfreut, bekümmert, nur
Von drüben kam es hergezogen.
— — — — — —

So ſitz' ich Stunden wie gebannt,
Im geſtern halb und halb im heute,
Mein gutes Fernrohr in der Hand
Und laſſ' es ſtreifen durch die Weite.
Am Damme ſteht ein wilder Strauch,
O, ſchmählich hat mich der betrogen!
Rührt ihn der Wind, ſo mein' ich auch,
Was Liebes komme hergezogen!"

So mag Annette auch auf Schücking förmlich gelauert, mag die ganze Woche in ihrer Einſamkeit von ſolchem Dienstagsbeſuch gezehrt haben. Immer hatte ſie etwas für ihn bereit ſtehen: etwas zuſammengeſpartes Obſt, einen Teller dicke Milch — und dann ſtreiften ſie plaudernd durch die buſchreiche Umgebung. In dem ihrem Bruder gehörigen Hauſe Schenking requirierte ſie wohl auch von der Pächterin ein friſches Gänſeei und verarbeitete es „mit einem verwegen ſtarken Zuſatz von Zucker zu einem vortrefflichen Creme", der „im Schatten irgend einer alten Wallhecke oder Eichengruppe" verſpeiſt wurde.

Scherzhaft ſprach Annette oft von Levin Schücking als von dem „Schulten von Rüſchhaus", und noch lange ſpäter, als ſie die Einſamkeit ſchon verlaſſen, redet ſie ihn zärtlich an als ihren

„Schulten", oder nennt ihn „lieber Junge — liebes Herz — kleines Pferdchen mit den langen Ohren — Schimmelchen — liebes Kind — alter Philister — Schlingel" —: wie eine Mutter, Freundin und Geliebte spricht sie zu ihm. Es ist oft gesagt worden, daß sich mit einem Worte das Verhältnis gar nicht kennzeichnen lasse. Aber darüber wird später noch zu reden sein.

Den ersten handgreiflichen Nutzen von dieser seltsamen Seelenfreundschaft zog Levin Schücking. Er hatte, da Freiligrath kein Talent zur Prosa in sich fühlte, es an seiner Stelle übernommen, das „malerische und romantische Westfalen" herauszugeben. Aber es blieb nicht mehr Zeit genug, das Land in den ihm unbekannten Partien zu durchstreifen. Was tun? Er wandte sich um Hilfe an sein „Mütterchen". Und Annette half. Sie half ja jedem gern — wie viel mehr ihrem Jungen! Sie kannte von den vielen Besuchstouren die Paderborner Gegend und andres, was der Freund gerade nicht gesehn hatte, sehr genau, und mit großem Fleiß ging sie an die Arbeit. Mit ihrer „kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand"(schrift) füllte sie ganze Blättlein, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. „Dann gab sie den Sagen- und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Produktion die poetische Form, in welcher diese Bearbeitungen später in ihren Gedichten erschienen sind." Hermann Hüffer berichtet, daß sich in ihrem Nachlaß noch

ein großer, ganz mit ihrer kleinen Schrift bedeckter Foliobogen gefunden habe, der, außer westfälischen Gedichten, eine beträchtliche Zahl von Ortsbeschreibungen enthält, alle in das letzte Drittel des malerischen und romantischen Westfalen gehörend, das vornehmlich der Beschreibung des Sauerlandes gewidmet ist.

Auch sonst hat Annette an Levin Schückings Arbeiten teil gehabt. Sie schrieb ein beträchtliches Stück vom zweiten Teil seiner Erzählung „Der Familienschild"; sie fügte seinem erst mehrere Jahre später erschienenen Roman „Eine dunkle Tat" die etwa vierzig Druckseiten lange Stiftsfräuleinepisode ein; sie steuerte für seine Schrift „Der Dom zu Köln und seine Vollendung" das Gedicht „Meister Gerhard von Köln" bei.

Aber auch das eigne Schaffen setzte kräftig ein. „Malchen" Hassenpflug, eine nahe Verwandte der Grimms und eine gute Freundin Annettens, hatte schon 1837 die Bitte ausgesprochen, das Fräulein möge „den Zustand ihres Vaterlandes, wie sie ihn noch in frühester Jugend gekannt, und die Sitten und Eigentümlichkeiten seiner Bewohner" zum Stoff ihrer nächsten Arbeit wählen. Man merkt in diesem „Malchen" den Grimmschen Einfluß. Auch Schlüter widerriet damals nicht, wollte aber erst das „Geistliche Jahr" vollendet haben. Nun hatte Levin Schücking durch „Das malerische und romantische Westfalen" die Dichterin erst recht auf die Heimat verwiesen. Und da macht sie sich wirklich an ein Buch über

Weſtfalen „im Geſchmack von (Waſhington Irvings) Bracebridge-Hall".

Nach ihrem Plane ſollte es drei Abteilungen enthalten. „Den verbindenden Faden gibt der Aufenthalt eines Edelmanns aus der Lauſitz bei einem Lehnsvetter im Münſterlande (erſte und ſtärkſte Abteilung), der dann mit dieſer Familie ihre Verwandten im Paderborniſchen beſucht (zweite Abteilung) und durchs Sauerland (dritte und kleinſte Abteilung) zurückkehrt." Sie erhoffte viel Gutes von dem Werkchen und machte ſich mit Feuereifer an die Arbeit, die ihr raſch von ſtatten ging. Aber mit einemmal verlor ſie doch den Mut. Sie mußte ſich ſelbſt geſtehn, daß man ihre Eltern ſofort in den dargeſtellten Perſonen erkennen würde, und nach den ſchlechten Erfahrungen, die ſie mit „Perdu" gemacht, ward ſie dieſerhalb ängſtlich. Auch ihre Pietät regte ſich, oder wenigſtens die Furcht vor dem Vorwurf der Impietät; deshalb wollte ſie, bevor ſie weiterſchrieb, erſt die Entſcheidung der Mutter anrufen. Das Ende vom Liede war, daß ſie nach ihrer Weiſe nach zwei Kapiteln wieder abbrach, und daß „Bei uns zu Lande auf dem Lande" ein Fragment blieb.

Nichts iſt ſo ſchade. Man würde gern „Perdu", ja ſogar die Hälfte des „Geiſtlichen Jahres" hingeben, wenn man damit ein paar weitere Abſchnitte dieſer weſtfäliſchen Skizzen erkaufen könnte. Was davon vorhanden iſt, iſt ganz prächtig. Eine vortreffliche Proſa, ein lebendiges, geiſtreiches Erzählen. Man lieſt Satz

für Satz mit einer behaglichen Sicherheit, man freut sich der festen Linien und der liebenswürdigen Laune. Die Einkleidung konnte im Hinblick auf Annettens Talent gar nicht glücklicher gewählt werden. Der fremde Vetter erzählt die Beobachtungen und Erfahrungen, die er im Land seiner Ahnen macht. Er ist absichtlich zu einem Fremden und zu einem Protestanten gestempelt, damit er manches mit freierem Blick sehen kann, und er ist doch wieder der wenn auch noch so entfernte Verwandte, der noch ein Restchen Westfalentum in sich trägt, das ihn mit der Umgebung verbindet und ihn alles leichter begreifen läßt. „Annette", sagt Hüffer sehr fein, „mußte Personen und Verhältnisse schildern, die sie liebte, über die sie aber in mancher Beziehung geistig hinausgewachsen war." Deshalb erfand sie den protestantischen Vetter. Wie gesagt, es ist ein Jammer, daß dieses leidige dilettantische Beginnen und Nichtvollenden auch hier wieder seine verhängnisvolle Rolle spielen muß.

Wenn etwas darüber trösten kann, so ist es dies, daß das Fräulein sich von den ausgezeichneten feuilletonistischen Schilderungen nur abwandte, um in einer strengeren und reineren, deshalb auch mehr Dauer versprechenden Kunstform dasselbe heimatliche Milieu zu fassen. Sie hatte schon seit Jahren den Stoff zu einer „Kriminalgeschichte, Friedrich Mergel, im Paderbornischen passiert, rein national", mit sich herumgetragen, mehrere Entwürfe und Ausarbeitungen

gemacht, die ſie nicht recht befriedigten. Erſt im Sommer 1841 liegt dieſe „Kriminalgeſchichte“ fertig vor. Sie handelt, wie Annette der Schweſter ſchreibt, „von dem Burſchen im Paderborniſchen, der den Juden erſchlug“. Ihr Freund Junkmann meinte, die Paderborner würden die Dichterin auch totſchlagen, wenn ſie die Geſchichte herausgäbe.

Es iſt die berühmte „Judenbuche“, neben den Gedichten wohl des Fräuleins bekannteſte Schöpfung. Den Titel hat nicht ſie ſelbſt gegeben, ſondern der Redakteur Hauff vom Cottaſchen Morgenblatt.

Dieſem „Sittengemälde aus dem gebirgigten Weſtfalen“, in dem ein neuerer Dichter, Wilhelm von Scholz, einen Beweis für die „merkwürdige Modernität“ Annettens ſieht, da ſie es mit vollem Bewußtſein als Milieu-Novelle geſchaffen, liegt eine wahre Begebenheit zugrunde, wie das Fräulein ja auch in der Erzählung ſelbſt verſichert. Sie hat leider — zu ihrem Leidweſen und auch zu unſerem — den Auszug aus den Akten zu ſpät geleſen und nach vager Erinnerung das Ganze geſtaltet. Die Novelle iſt dadurch nicht ſchlechter geworden — gewöhnlich wird ſie beſſer, wenn man ſich nicht zu ſtrikte an das Tatſächliche hält —, aber Annette hatte einmal die äſthetiſch ſehr anfechtbare Meinung, daß „die einfache Wahrheit (worunter ſie hier jedoch Wirklichkeit verſtand) immer ſchöner“ ſei, „als die beſte Erfindung“. Bei der Beſprechung der

„Schlacht im Loener Bruch“ ist schon darauf hingewiesen worden.

Die Wirklichkeit war in einem Hauptpunkte anders gewesen, als in der Novelle erzählt ist. Es handelt sich bekanntlich um einen Burschen, Friedrich Mergel nennt ihn Annette, Hermann Winkelhannes hieß er im Leben, der einen Juden erschlug, von dem er wegen lässiger Zahlung vor Gericht gefordert werden sollte. Der Mörder flüchtete, geriet im Orient in Gefangenschaft und kehrte erst nach zwanzig resp. achtundzwanzig Jahren in die Heimat zurück. Hier läuft nun die Darstellung, welche die Akten geben, und diejenige, die Annette gibt, auseinander. Es hatten nämlich die Juden in den Baum, unter dem ihr Glaubensgenosse erschlagen worden war, hebräische Zeichen gegraben, die bedeuteten: „Wenn Du Dich diesem Orte naheſt, so wird es Dir ergehen, wie Du mir getan hast.“ Annette läßt nun den Mörder zurückkehren und unter dem Namen eines seinerzeit mit ihm geflohenen Freundes am Ort leben. Eines Tages ist er verschwunden, und nicht lange danach findet der Förster ihn erhängt in den Zweigen der Judenbuche. An einer Narbe erkennt man ihn als Friedrich Mergel.

In Wirklichkeit war der Mörder nach zwanzig Jahren furchtbarster Leiden zurückgekehrt und hatte gar nicht daran gedacht, seinen Namen zu verheimlichen. Denn das Verbrechen war verjährt. Aber niemand wollte mit ihm verkehren,

ſelbſt der eigne Bruder nicht. Der Droſt erzählte ihm von den Zeichen im Baum, die verkündeten, daß auch der Mörder eines unnatürlichen Todes ſterben würde. Und der Mann, den zwanzig Jahre härteſter Sklaverei nicht hatten brechen können, ertrug die Verfehmung in der Heimat nicht, ward verſtört, mag oft um die hebräiſchen Schriftzeichen in der Buche herumgeirrt ſein und erhängte ſich ſchließlich in der Nähe des Tatortes.

Die Wirklichkeit hat hier eine prachtvolle Novelle geſchrieben; Annette hat ein Sittengemälde daraus gemacht. Und ſo köſtlich z. B. die Schilderung der Blaukittel, der Kampf zwiſchen Förſtern und Holzfrevlern iſt — die Novelle konnte nicht nur ihn, ſie konnte die Figur des Onkels, die Figur des Johannes ganz ausſchalten. Sie wäre knapper, gewaltiger und beſonders der Schluß wäre pſychologiſch viel feiner geworden. Deshalb iſt es bedauerlich, daß Annette den Aktenauszug reſp. die in einem Journal veröffentlichte Darſtellung der Begebenheiten zu ſpät kennen gelernt hat.

Aber auch ſo bleibt „Die Judenbuche" eine ſchöne und kräftige Leiſtung, die man wohl nahe an Karl Immermanns beſte Arbeiten heranrücken kann. Zwei andre Kriminalgeſchichten ſind nur geplant, nicht ausgeführt worden.

Inzwiſchen (Frühjahr 1841) war die Mutter von der verheirateten Tochter nach Rüſchhaus zurückgekehrt. Im Sommer ſuchte Frau von Laß-

berg die alte Heimat wieder auf. Aber die Zwillinge erkrankten; vom ersten bis zum letzten Tage ihres Besuches mußte Jenny sich ihnen widmen. Das war ärgerlich, und gleichsam als Entschädigung bat sie Annetten, doch mit ihr nach dem Süden zu kommen. Die Dichterin hatte gerade — im September — ihren „bekannten Äquinoktialhusten". Es war ihr beinah zur fixen Idee geworden, daß sie in der Äquinoktialzeit (März, September) einmal sterben würde. Sie war dann immer sehr mitgenommen; sie litt genau wie Friedrich Mergel in „Der Judenbuche" unter „dem Einflusse des nahen Äquinoktiums". Das machte die Schwester Jenny sehr ängstlich. Um so mehr drängte sie, daß Annette sie begleite. Die Luftveränderung würde ihr gut tun. Sie gewann die Mutter für den Plan. Was wollte das Fräulein machen? Sie war unglücklich, aber sie packte die Koffer.

Sie ahnte nicht, daß sie der hohen Zeit ihres Lebens entgegenfuhr, den „schönen Tagen von Aranjuez", die, zu herrlich, um lange dauern zu können, doch einen tiefen Glanz, einen unvergeßlichen Glücksschimmer in ihr einförmig Leben werfen sollten.

III.

Meersburg.

Unter dem 29. Juni 1816 ſchreibt Graf Platen in ſein Tagebuch: „Vor allen ausgezeichnet iſt die Lage von Mörsburg, wo ich mir jahrelang in ſteter Beſchauung gefallen könnte ... Es gibt ein neues und altes Schloß hier ... die Ausſicht von den mittleren Sälen (des neuen Schloſſes) auf den See iſt göttlich, und kann nicht genug geprieſen werden. Dies Schloß iſt ein Feenpalaſt, eine Götterhalle ... Mörsburg iſt ohne Zweifel einer der ſchönſten Standpunkte am Bodenſee."

Platen war allerdings, als er dieſes ſchrieb, noch nicht zwanzig Jahre und ſehr zu Schwärmereien und Superlativen geneigt. Aber ſeine Begeiſterung wird auch von ruhigeren Beurteilern geteilt.

Das neue Schloß ſtammte aus dem achtzehnten Jahrhundert; die alte Meersburg war ein ehemaliger Biſchofsſitz, ein gewaltiges Gemäuer auf ſteiler Felſenkuppe. „König Dagobert von Auſtraſien", ſchreibt Laßberg an Ludwig Uhland, „baute ſie, Karl Martell erneuerte die Burg, die Welfen, die Hohenſtaufen beſaßen ſie. Wie viele geſchichtliche Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Beſitzung!"

Beide Schlöſſer, das alte und das neue, wur-

den von der Domänenkammer zu Karlsruhe dem alten Laßberg zum Kauf angeboten. Und da er mit der Eppishauſener Beſitzung nicht mehr zufrieden war — auch er konnte ſich mit den Schweizern nicht recht vertragen —, ſo war er des Antrags herzlich froh. Natürlich kaufte er nicht die bequemere neuere, ſondern die an hiſtoriſchen Traditionen reichere alte Burg, in die Annette im Herbſt 1841 alſo einzog.

Das Gebäude war ſo mächtig, daß die wenigen Bewohner ſich darin verloren „wie einzelne Fliegen". Die Dichterin hatte ſich von der Schweſter ein abgelegnes Turmzimmer geben laſſen, da ſaß ſie vormittags und ſchrieb, während ſie nachmittags an den See hinunterſpazierte oder in den Weinbergen umherkroch, um nach Muſcheln und Schnecken zu ſuchen. Mit einzelnen Bewohnern des Städtchens, das durch eine in den Felſen geſchlagne Schlucht von der Burg geſchieden war, ward freundlich verkehrt; das Hauptkontingent der Beſucher ſtellten aber Laßbergs gelehrte Freunde. Annette hielt ſich von dieſen mehr oder minder berühmten Germaniſten, die ſich mit den Nibelungen zu Tiſch ſetzten und mit den Nibelungen wieder aufſtanden, etwas fern — wenigſtens ſoweit es möglich war. Sie witterte nicht mit Unrecht in dieſen Leuten „verhärtete Verächter aller neueren Kunſt und Literatur"; ſie ſeien „langweilig wie der bittre Tod, ſchimmlig, roſtig, proſaiſch wie eine Pferdebürſte. Mir iſt zuweilen, als wandle ich zwiſchen trocknen

Bohnenhülſen, und höre nichts als das dürre Raſcheln und Kniſtern um mich her." Aber ſie hatte auf der Meersburg immerhin mehr Glück mit dieſen Herren als in Eppishauſen, denn neben den Bohnenhülſen und philologiſchen „Diſtelfreſſern" traten ihr doch auch Perſönlichkeiten wie Ludwig Uhland, das „gute, ſchüchterne Männchen", wie Simrock, Pfeiffer, Reuchlin entgegen, von denen beſonders die letzten beiden ſehr wohl auch ihre poetiſche Bedeutung würdigten. Gerade ihr Schwager Laßberg allerdings hielt gar nichts von ihrem Dichten und war erſtaunt, als ſein Freund Pfeiffer ihm eine lobende Rezenſion zuſchickte. Er bekennt ſehr offen, daß ihm die Gedichte nicht gefallen. Und wie es mit den andern Schloßbewohnern, vor allem mit der wenigſtens ſtets geduldig zuhörenden Jenny, ſtand, beweiſt der Paſſus eines Briefes an Schücking: „Die Natur tut alles, mir an Poeſie von außen zu erſetzen, was mir in den Mauern fehlt; denn in dieſer Beziehung ſtehe ich hier allein, wie Sie am beſten wiſſen."

Wahrſcheinlich hätte das Fräulein, wie es ihre Abſicht war, am „Geiſtlichen Jahr" ein wenig herumkorrigiert und wieder etwas Neues angefangen, ohne es zu beenden, wenn nicht der Menſch, der ihr am nötigſten, der ihr direkt vom Himmel geſandt war, als Bibliothekar Laßbergs auf der Meersburg aufgetaucht wäre: Levin Schücking.

Man kann ſich des Verdachtes nicht ent-

ſchlagen, daß dieſes Zuſammenkommen ſchon in Rüſchhaus von den beiden beraten und vorbereitet worden iſt. Darauf deutet nicht nur eine Bemerkung Schückings hin, daß Annette ihm ſchon im Sommer die Bibliothekarſtelle auf der Meersburg in Ausſicht geſtellt habe, ſo daß auch er bald nach ihrem Aufbruch zur Reiſe in den Süden rüſtete — auch die Briefſtelle, in der die Dichterin der Mutter ſchreibt, daß Schücking in Meersburg ſei, was die alte Dame ſchwerlich ſehr entzückt haben wird, klingt nicht ganz natürlich.

Jedenfalls: der „liebe Junge" war in Annettens unmittelbarſter Nähe, und nun folgt ein halbes Jahr, in dem, mitten im Winter, der herrlichſte Liederfrühling aufblühte. Unter des literariſchen Genoſſen belebendem Intereſſe erwacht eine ungeſtüme Schaffensfreude in der Fünfundvierzigjährigen. Es war, als wollte ſie alles nachholen, was ſie in ihrer Jugend verſäumt hatte; es war, als wäre ſie mit einem Male in die Sonne getreten, und alle Früchte würden reif darin. Dieſer Schaffensrauſch ſpricht nicht nur für Schücking, deſſen größte literariſche Tat doch dieſe „Inſpiration" des Edelfräuleins war. Dieſer Schaffensrauſch erhebt doch auch eine große Klage und Anklage. Annettens Lippen haben dieſe Klage kaum je geformt, noch weniger die Anklage. Aber ſie iſt da und wird bleiben. Gegen wen ſie ſich richtet? Es wäre nicht ganz treffend, wenn man ſagen wollte: gegen die Familie.

Man muß ſagen: gegen die Verhältniſſe, in denen eins der größten deutſchen Talente im ganzen doch jämmerlich verkümmert iſt. Und es verringert die Bitterkeit, die einen beſchleichen will, nicht, wenn man hinzuſetzen muß, daß Annette bei ihrer Selbſtverſtümmelung tapfer mit Hand angelegt hat.

Die „ſchönen Tage von Aranjuez" waren für ſie gekommen. Auf ihren Spaziergängen mußte das „kleine Pferdchen" ſie begleiten, und es ward im langſamen Weitergehn geplaudert, wobei man vom Hundertſten ins Tauſendſte kam. Dann prallten die Anſichten wohl auch mal ſcharf zuſammen, z. B. entbrannte ein harter Kampf über Herwegh, aber der Friede war bald wieder geſchloſſen, und in der „Schenke am See", in der Herr Figel, ein kleines, buckliges, bezopftes Männchen von großer Geſchäftigkeit, Trauben ſervierte, ſaß man ſich gegenüber. Oft kam das Geſpräch auf die Frage, ob Annettens Talent ſich mehr für Proſa, Lyrik oder Epos eigne, und Schücking focht wacker für die Lyrik. Allerdings, meinte er, ſei Lyrik Gnade, die man in Geduld und Demut erwarten müſſe wie ein gutes Weinjahr. Das Fräulein aber hielt es mehr mit dem Direktor im Fauſtvorſpiel: „Gebt Ihr Euch einmal für Poeten, ſo kommandiert die Poeſie." Und ſie erklärte, einen Band Gedichte wolle ſie in ein paar Wochen geſchrieben haben. Sie wettete mit dem ungläubigen Schücking, ſtieg in ihren Turm hinauf und ging ans Werk. Tag

für Tag ſchuf ſie ein Gedicht, oft auch zwei, ſo daß in jenem Winter 1841—1842 der größte Teil jener Lyrik entſtand, auf der ihr Nachruhm hauptſächlich beruht.

Man hat dieſe überſtrömende Fülle, die Möglichkeit eines ſolchen Schaffens damit zu erklären verſucht, daß man ſagte: die meiſten der Gedichte, die jetzt Form fanden, lagen als Keime, als „bebrütete" Keime ſchon lange in Annetten, wie Samenkörner in der Erde. Es war nicht ſo ein Schaffen, als ein Ernten, was jetzt ſtatthatte. Selbſtverſtändlich liegt viel Richtiges in dieſer Meinung. Die Samenkörner gingen auf, weil endlich die Sonne ſie weckte. Das meiſte wäre ohne Levin Schücking verkümmert. Aber in Annettens Talent, in der Art ihrer Gedichte, liegt doch auch eine Erklärung, wie noch auszuführen ſein wird.

Um Oſtern 1842 hatte das „Götterleben" ein Ende. Schücking verließ die Meersburg, um Erzieher der beiden Knaben des Fürſten Wrede zu werden. Freiligrath hatte ihm die ſcheinbar vortreffliche Stellung vorgeſchlagen. Er nahm mehrere Manuſkripte Annettens mit, darunter die titelloſe Kriminalnovelle, die bald als „Die Judenbuche" im Morgenblatt erſchien, und eine Reihe von Gedichten, um Cotta für den Verlag des neuen Bandes zu gewinnen.

Dieſes Verlaſſen der Meersburg nach einem erſt halbjährigen Aufenthalt iſt auffällig. Weshalb ging Schücking? Laßberg hatte gewiß noch

genug für ihn zu tun. Reizte ihn nur die beſſere Beſoldung, die er als Prinzenerzieher bezog? Bei einem Manne wie Schücking iſt das nicht recht glaublich. Oder fühlte er ſich doch nicht ganz wohl auf der Meersburg? War ſein Verhältnis zu Annette, das ihn hingezogen, auch der Grund, der ihn davontrieb?

Man muß ſich dieſes Verhältnis klar machen, um vieles, vor allem auch den Abſchluß, den es erfuhr, zu verſtehn. Es laſſe ſich mit einem Worte nicht bezeichnen, ſagen alle Beurteiler übereinſtimmend. Darin liegt doch auch, daß es kein natürliches, Dauer verſprechendes Verhältnis war, ſondern ein auf mehreren Kanten eigentümlich balancierendes. Ein Verhältnis, das auf beiden Seiten viel, ſehr viel Takt erforderte und notgedrungen Schiefes und Ungeſundes mit ſich brachte.

Denn es iſt kein Zweifel, daß ſich in die mütterliche Freundſchaft Annettens ihr unbewußt ein Reſtchen Frauenliebe miſchte.

Levin Schücking hat erklärt, er habe mit Empfindungen, die ſich über ſich ſelber nicht ganz klar geweſen ſeien, in das große und leuchtende Auge der beſten Freundin geblickt, die er im Leben gefunden habe. Und berühmt iſt die Stelle in ſeinem Erſtlingsroman „Eine dunkle Tat", in den ja Annette ſelbſt die Stiftsfräulein-Epiſode eingefügt: „Ich will Sie wie einen Bruder lieb haben; ich will jemand haben, für den ich ſorgen kann wie ein Weib, an dem ich eine

geistige Stütze habe, denn meine Umgebung reicht nicht für mich aus; meine Gedanken gehen darüber hinaus und bewegen sich in einem Felde, das nur Sie auch betreten; aber wenn ich auch so gedankenarm wäre wie meine Köchin — es wäre doch dasselbe, ich will jemanden haben, dem ich, wie einem geduldigen Kamele, alles aufpacken kann, was an Liebe und Wärme, an Drang zu pflegen und zu hegen, zu beschützen und zu leiten in mir ist und übersprudelt! ... Aber wenn Sie deshalb glauben oder jemals sich einbilden, ich wäre verliebt in Sie, ich wäre eine Törin und würfe mich Ihnen an den Hals, so sind Sie nicht nur ein eitler Geck, sondern Sie sind etwas Schlimmeres: ein verdorbener Mensch, der von einem reinen und edlen Verhältnis keinen Begriff hat."

Diese Worte spricht das Stiftsfräulein zu ihrem jungen Schützling. Es sind auch die Worte Annettens zu Schücking. Aber erst durch den — verhältnismäßig sehr spät veröffentlichten — Briefwechsel der beiden, den Hüffer in seiner Biographie noch nicht hatte benutzen können, sind wir über das intime und eigentümliche Freundschaftsverhältnis, dem sich so leicht nichts an die Seite setzen läßt, aufgeklärt.

Die Briefe reden eine deutliche Sprache. Levin Schücking scheint eben nur der zu sein, der sich Annettens Liebe gefallen läßt. Wundervoll und rührend, mit einer großen Offenheit trägt sie ihm ihr Herz entgegen. Sie nennen sich „Du";

wie eine Mutter ſchreibt ſie ihm, und mehr: wie eine Geliebte. Wer am meiſten liebt, muß ſich auch am meiſten demütigen. Und in Liebe demütig wird vor ihm die Stolze.

Sie fleht: „Schreibe mir, daß Du mich lieb haſt; ich habe es ſo lange nicht ordentlich gehört und ich bin ſo hungrig darauf, Du dummes, nichtswürdiges, kleines Pferd!“ Sie ſchreibt: „Guten Morgen, Levin! Ich habe ſchon zwei Stunden wachend gelegen und in einem fort an Dich gedacht, ach, ich denke immer an Dich, immer. Doch punktum davon, ich darf und will Dich nicht weich ſtimmen, muß mir auch ſelbſt Courage machen und fühle wohl, daß ich mit dem ewigen Tränenweidenſäuſeln ſowohl meine Beſtimmung verfehlen als auch Deine Teilnahme am Ende verlieren würde; denn Du biſt ein hochmütiges Tier und haſt einen doch nur lieb, wenn man was Tüchtiges iſt und leiſtet. Schreib' mir nur oft, mein Talent ſteigt und ſtirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen; ſonſt wäre es mir viel lieber und bequemer mir innerlich allein etwas vorzudichten. Könnte ich Dich alle Tage nur zwei Minuten ſehn — o Gott nur einen Augenblick!“

Dem Poſtboten lauert ſie — nach Schückings Weggang von der Meersburg — auf: vielleicht bringt er einen Brief von ihm. Auf die Treppe ſetzt ſie ſich, wo ſie ihn zu erwarten pflegte, und ſchaut nach Vogels Garten hinüber —

ohne Lorgnette, denn dann kann ſie, bei ihrer Kurzſichtigkeit, länger von jedem Ankömmling denken, Levin ſei es. In ſein Zimmer geht ſie und ſetzt ſich ſtundenlang in den Seſſel, in dem er geſeſſen. „Sollteſt Du es wohl recht wiſſen, wie lieb ich Dich habe? Ich glaube kaum.“

Und als ſie einen ſchönen Tag allein verbringt, ruft ſie: „Lieber Himmel, warum habe ich einen ſo ſchönen Tag ohne Dich genießen müſſen! Ich habe immer, immer an Dich gedacht, und je ſchöner es war, je betrübter wurde ich, daß Du nicht neben mir ſtandeſt und ich Deine gute Hand faſſen konnte und zeigen Dir — hierhin — dorthin — — Levin, Levin, Du biſt ein Schlingel und haſt mir meine Seele geſtohlen; Gott gebe, daß Du ſie gut bewahrſt.“

Das klingt anders, als die Briefe, die das Fräulein an Sprickmann oder Schlüter geſchrieben. Die Liebe einer Mutter, die letzte Liebe des Weibes, die kameradſchaftliche Liebe der Freundin ſchlingen ſich unlöslich durcheinander. „Lieber Levin, Deine treue Sorge und Liebe tut Deinem Mütterchen ſehr wohl; ſie hat ja auch nur den einen Jungen, auf den ſie alles, was von Mutterliebe in ihr iſt, konzentrieren muß.“ Sie ſchenkt ihm, wie früher ſchon Schlütern, einen Ring mit der Inſchrift: Toujours sincère. „Toujours sincère — das iſt mein liebſtes Kind gegen mich und wird es immer bleiben; wo ſollte es ſich beſſer hinwenden, ein Mutterherz iſt nicht ſo leicht aus dem Ärmel zu ſchütteln.“

Man fühlt förmlich die leiſe Angſt in den Zeilen, daß er ſich von ihr abwenden, daß ſie ihn verlieren könne. „Nicht wahr, mein Junge?“ fragt ſie: „Dein Mütterchen bleibe ich doch, und wenn ich auch noch vierzig Jahre lebe. Mein Schulte, mein kleines Pferdchen, — was hängen alles für Erinnerungen, die nie verlöſchen können, an dieſen Titeln!“ Und ſie erinnert ihn, man muß wieder ſagen, wie eine zärtliche Geliebte, die das Andenken ſchöner Stunden beſchwört, an Rüſchhaus, „wo Du mein Schulte warſt“. Sie fragt ihn: „Denkſt Du noch an mein Kanapee mit den Harfen (?) — meine Bank unter den Eichen? von der ich ſo ſchwer Abſchied genommen habe, als ob es mich geahndet hätte, daß ich Dir dort nie wieder mit dem Fernrohr auflauern würde?“ Der Refrain aber bleibt: „wie unmenſchlich lieb ich Dich habe“!

Ja, ſie hatte ihn lieb. Sie ſchämte und grämte ſich dieſes Gefühls halber nicht; ſie verbarg es ihm nicht. Denn ſie ſprach ſich ſelbſt vor, daß es eben nur mütterliche Liebe ſei. „Meine beſte Freude auf der Welt“, nennt ſie ihren Levin.

Man begreift danach den Schaffensrauſch, der ſie überkam. Sie wollte ihrer „beſten Freude“ gleichſam zeigen, was ſie könnte. Sie ſah ein, daß das „hochmütige Tier“ ſie nur lieben würde, wenn ſie etwas leiſte. Und da wollte ſie eben etwas leiſten. Schückings „inſpirierende Macht“ über ſie, die ſie bekennt, iſt eigentlich nur die

Macht ihrer eignen Liebe. In dieſem großen Gefühl entfaltet ſich ihr Talent. Und immer muß man ihrer eignen, eine tiefe Wahrheit enthaltenden Worte gedenken: mein Talent ſteigt und ſtirbt mit Deiner Liebe; was ich werde, werde ich durch Dich und um Deinetwillen! „Wärſt Du noch hier", ſagt ſie einmal, „mein Buch wäre längſt fertig, denn jedes Wort von Dir iſt mir wie ein Spornſtich."

Aber man hat viel zu wenig beachtet, daß dieſes Verhältnis, das unſrer Literatur herrliche Früchte getragen, die Beteiligten ihrer Umgebung gegenüber in eine ſchiefe Lage bringen mußte. Der von der Mutter und der ganzen Familie immer ein klein wenig mißtrauiſch betrachtete Levin Schücking, der Bibliothekar bei Annettens Schwager war, mußte vor den andern zu der Freundin, die er heimlich duzte, die er Mütterchen nannte, „gnädiges Fräulein" ſagen. Annette wieder mußte den Mann, dem ſie heimlich ſolche Briefe ſchrieb, förmlich mit Sie anreden und gewiß den ſozialen Abſtand offiziell wahren. Das muß für Levin Schücking demütigend geweſen ſein. Als feinfühliger Menſch mag er das Verhältnis vor allem auch den Leuten gegenüber, deren Gaſtfreundſchaft er genoß, als drückend, ja faſt als Schuld gefühlt haben. Das ſtete Lavieren und Verſteckſpielen vor den Laßbergs mochte nicht jedermanns Sache ſein. Endlich hat ihn vielleicht die Liebe Annettens ſelbſt ein wenig gedrückt. Denn unzweifelhaft war die Neigung

des Fräuleins zu ihm größer, viel größer, als die seine zu ihr. Er ist doch mehr passiv gewesen, das „geduldige Kamel", das sich diese Liebe aufpacken ließ. Man hat das Gefühl vor den wenigen von ihm erhaltnen Briefen, als kokettiere er ein bißchen, lasse sich umwerben, gehe mehr aus Gutmütigkeit, denn aus innerster Empfindung auf Annettens Ton ein. Seine ehrlich freundschaftliche Gesinnung steht ja außer Zweifel. Aber mehr konnte und wollte er nicht geben. Er hat sein Gefühl höchstens des Fräuleins wegen etwas höher geschraubt.

Der Zustand war also fraglos ein wenig ungesund, und es drängt sich der Gedanke auf, daß die „periodische Brummigkeit" Schückings, von der Annette spricht, eine Brummigkeit, die zu dem sonstigen lustigen und netten Menschen nicht recht passen will, auf das vielleicht unklare Gefühl von der Schiefheit seiner Lage zurückzuführen ist. Es würde sich so auch erklären, daß er die erste Gelegenheit ergriff, um von der Meersburg wieder fortzukommen.

Man würde Annette unterschätzen, wenn man ihr weniger Feingefühl zutraute. Im ersten Rausch der Freude, des Schaffens mag sie wohl über manches Bedenken hinweggesprungen sein, das ihr sonst den Weg verlegt hätte. Sie wollte auch ein Recht auf Glück haben; sie hat sich diesem „silbergrauen" Glück voll hingegeben. Aber die Erziehung, das fünfundvierzigjährige Leben einer Droste konnten wohl für eine Zeit,

nicht aber für immer zurückgedrängt werden. Sie hat Schücking nicht gehalten, so weh ihr zumute war. Vielleicht kam es gar zu einer Aussprache, denn sie hat ihm „zuletzt harte Dinge gesagt", über die sie selbst nachher „bittre Tränen geweint". Wie ein Igel lag sie nach dem schweren Abschied auf dem Kanapee und fürchtete sich vor den alten Wegen am See, die sie so oft gemeinsam gewandert, wie vor dem Tode. So „todbetrübt" war sie acht Tage, daß sie keine Zeile hätte schreiben können, und wenn es um den Hals gegangen wäre.

Aber es mußte eine Zeit kommen, wo sie, von Schücking getrennt, das versunkne „Götterleben" nicht mehr mit den Augen der Dichterin, der glücklichen, liebenden Freundin, sondern gleichsam mit den Augen des Freifräuleins von Droste, mit den Augen der Familie ansah. Es brauchte nur ein paar geringfügiger Anstöße, um Glück in Leid zu verkehren und ein Verhältnis, das, gerade weil es viel mehr war als Freundschaft, auch schief war und auf der Kippe stand, zu zerstören.

Zunächst aber blieb Annette noch ganz im Banne des späten Glücks. Alle ihre Gedanken und Briefe suchen Schücking. Er ist ihr Unterhändler mit Cotta; ihm überläßt sie es, ob sie ein Anerbieten, das Velhagen und Klasing in Bielefeld ihr betreffs der Herausgabe ihrer Gedichte gemacht haben, annehmen soll oder nicht.

Ende Juli trat sie die Heimreise von der

Meersburg an. Vorher ſchrieb ſie an Schücking: „Liebes Herz, wundre Dich nicht, wenn ich Dich fortan Sie nenne und Dich um ein gleiches bitte; die gefährliche Zeit unſrer Korreſpondenz fängt jetzt an, und es iſt mir zu empfindlich, alle Deine lieben Briefe des Dus wegen verbrennen zu müſſen."

Die gefährliche Zeit der Korreſpondenz . . . Annette fuhr ja nach Rüſchhaus zur Mutter! Ja, ſie ſchrieb Schücking ſogar den genauen Termin vor, wann er ihr Briefe ſenden ſolle. Sie wollte nicht gezwungen ſein, ſie vorleſen zu müſſen. Es fiel ihr ſchwer, dem alten Du zu entſagen.

Und es durfte ja niemand — am allerwenigſten die Mutter — wiſſen, wie ſie mit Schücking ſtand! Es gab ſowieſo ſchon Klatſchereien. Mit dem „Seelenfreund" hatten ſie Laßbergs bereits harmlos geneckt, ohne zu ahnen, wieweit das Verhältnis ging. In Münſter hatte eine „gute Freundin" allerlei geſchwätzt über Schückings früheres Verhältnis zu Eliſa Rüdiger, gleichzeitig auch Annettens Freundſchaft mit Levin verdächtigt. Einen Augenblick dachten die beiden Damen, die Oberregierungsrätin und das Freifräulein, ſogar daran, ihre Bilder und Briefe zurückzuerbitten. Denn man mußte vorſichtig ſein, wenn es auch noch einmal glücklich gelungen war, die Klatſchereien im Keim zu erſticken.

Die literariſchen Arbeiten wurden dabei nicht

vernachläſſigt, vor allem brachte der Spätherbſt 1842 noch „ein größeres Gedicht von ohngefähr ſechs- bis ſiebenhundert Verſen", den nach einer Grimmſchen Sage gearbeiteten „Spiritus familiaris des Roßtäuſchers".

Schon durch ſeine Form zeigt dieſes Gedicht, wie nahe es der durch Schücking inſpirierten lyriſch-epiſchen Schaffensepoche ſteht. Der Stoff iſt in ſieben Abteilungen zerlegt; in allen wird die gleiche, feſte Strophenform durchgehalten. Sehr geſchickt iſt die Eintönigkeit durch Verkürzung der beiden letzten Verſe jeder Strophe vermieden. Überhaupt wird ſelbſt dem Laien auffallen, wie viel reiner und durchſichtiger die Form Annettens geworden iſt. Die Dunkelheiten, die in allen früheren größeren Gedichten ſtörten, ſind hier vermieden; das Ganze iſt glatter, flüſſiger, geſchliffener, ohne daß die Kraft des Ausdrucks und der Charakteriſtik deshalb gelitten hätte. Bei der Schilderung des „Spiritus familiaris" hat die Dichterin wieder ihr unheimliches Talent, Grauen zu wecken, in aller Stärke gezeigt.

Die Dichtung faßt das alte Fauſtproblem, ohne ſonderlich tief zu bohren. Ein Roßtäuſcher, dem die Koppel gefallen iſt, verſchreibt ſich dem Böſen und erhält jenen spiritus familiaris, der, in wohlverſchloſſnem Gläslein aufbewahrt, ausſieht nicht recht wie eine Spinne, nicht recht wie ein Skorpion, ſeinem Beſitzer Reichtum bringt, ihn aber auch der Hölle zuführt. Es wird nun erzählt, welche vergeblichen Verſuche der Roß-

täuſcher macht, das Teufelszeug loszuwerden, wie er elend und durch Reue und Buße endlich erlöſt wird. Es iſt richtig, daß die Dichtung ſich nicht eigentlich ſteigert. Aber ſie iſt viel knapper als die vorangehenden epiſchen Schöpfungen und behauptet als Ganzes doch vielleicht die erſte Stelle unter ihnen, ob die „Schlacht im Loener Bruch“ auch in einzelnen Partien großartiger wirkt.

Kaum iſt das Werkchen vollendet, da wird Annette wieder krank; ſechs Wochen lang war ſie „recht miſerabel daran“, fühlte ſich im Februar etwas beſſer, aber als der März und die böſe Äquinoktialzeit kam, fürchtete ſie jeden Tag zu ſterben. Die ärztliche Diagnoſe lautete auf innere Nervenkrämpfe; ſie ſelbſt hielt ſich für ſchwindſüchtig. Um ſtets einen Arzt in der Nähe zu haben, ward ſie nach Münſter geſchafft. Anfang Mai 1843 konnt' ſie gebeſſert nach Hülshoff ziehn und über die „ſchändlichen Bieſter“ von Nerven ſcherzen. Ende Juni hat ſie endlich die Reinſchrift der Gedichte in der Hauptſache fertig.

Und es war nun, als ob ſie ſich auf den Abſchied vorzubereiten beginne. Ihre beſte Freundin, die ſie im Spätſommer in Rüſchhaus beſuchte, fand ſie etwas „gleichgültig“. Sie ſelbſt geſteht: „Ich genieße jedes Abendrot, jede Blume im Garten wie eine Sterbende.“ Sie ſieht die alten Papiere und Briefe durch und verbrennt mit ihnen manches Stück Vergangenheit. Dann

flüchtet sie vor dem nahenden Winter wieder auf die Meersburg, die ihr mehr und mehr zur Heimat wurde. Am liebsten sah sie in der Dämmerung über den See hin, in das „unvergleichlich schön" glühende Abendrot.

Schücking führte inzwischen die Verhandlungen mit Cotta wegen der Gedichte. Sie kamen zu glücklichem Abschluß. Für die erste Auflage von 1200 Exemplaren wurde ein Honorar von 700 Gulden bewilligt. Und für einen Teil des Geldes kaufte Annette sich einen ungefähr vier Minuten vor dem Tore von Meersburg liegenden Weinberg mit einem großen Gartenhaus. Die „niedliche Miniaturbesitzung" stand gerade zur Auktion, zahlreiche Käufer hatten sich eingefunden, aber man hielt die fremde Dame für sehr reich, so daß niemand recht gegen sie zu bieten wagte, und Annette die ganze „Geschichte für 400 Taler zugeschlagen" erhielt.

So war die Westfälin sogar Grundbesitzerin im Süden geworden, „in der Luft, die ihr allein zusagte und endlich wohl ihre heimische werden mußte", an jenem Orte, wo sie die glücklichste Zeit ihres Lebens verbracht.

Das Glück war vorübergerauscht. Die Fremde hielt ihren Herzensjungen fest. Und was tiefer schmerzte, was kommen mußte: eine andre Frau, eine jüngere, schönere, trat zwischen sie und Levin Schücking.

Levin hatte in der fürstlich Wredeschen Familie sehr unglückliche Zustände angetroffen.

Annette selbst riet ihm, sobald als möglich die Stellung aufzugeben. Sie fürchtete, er könne da in schlechte Gesellschaft geraten, besonders wohl in schlechte weibliche Gesellschaft. Denn sie schreibt ihm: „unter diesen Umständen" sähe sie ihn, Gott weiß wie gern, „von einer honetten Neigung befangen, aber nur von einer recht honetten".

Das mag sie so hingeschrieben und ganz ehrlich gefühlt haben. Als aber Levin sich mit überraschender Promptheit wirklich auf die gewünschte Seite legte, da mag doch die Angst über sie gekommen sein. Er schwärmte sehr von der Tochter eines hessischen Generals, der auch schriftstellerisch tätigen Freiin Luise von Gall; er mag, erst wohl halb im Scherz, gefragt haben, ob Annette sie zur Schwiegertochter wolle. „Das könnte ganz wohl sein", antwortete das Fräulein. Aber sie beschwört ihn, sich vor jedem Wort zu hüten, das ihn binden könne; er solle die Gall erst kennen lernen; er dürfe ohne festes Einkommen nicht heiraten. Es ist ihr so ängstlich zumute; sie macht in jedem Brief neue Einwendungen, rät in jedem zu größter Vorsicht. Sie bat ihn, „wie nur eine Mutter bitten kann", sich nicht zu übereilen und vor allem, nicht ohne festen Grund unter den Füßen zu heiraten. Künstler und Dichter, meinte sie, nähmen gewöhnlich Frauen, für die sich jeder andre bedanken würde.

Aber Schücking war jung, verliebt, tempera-

mentvoll. Er hat ſich eigentlich nie von Annette beeinfluſſen laſſen. Und kaum war ihm ein Redakteurpoſten ſicher, als er ſich auch friſchweg mit Fräulein von Gall verlobte und bald darauf verheiratete. Es iſt immerhin bezeichnend, daß er erſt einen Monat nach ſtattgehabter Trauung die Freundin von dem fait accompli benachrichtigte.

Und es iſt weiter doch klar, daß damit das alte Verhältnis innerlich zerſtört war, wenn es auch äußerlich noch eine kleine Zeit aufrecht erhalten wurde. Levin hatte ſeine Braut veranlaßt, an die Droſte einige freundliche Zeilen zu richten. Sie wurden freundlich erwidert. Man verſuchte, in das alte Verhältnis eine dritte hineinzuziehn; man überbot ſich in herzlichen Briefen. Am 6. Mai 1844 führte Levin Schücking ſeine junge Frau der Freundin zu. Vierzehn Tage weilte das Ehepaar in Meersburg. Es war alles ſehr nett, aber es kam zwiſchen dem einſtigen „Mütterchen“ und der Gattin Levins zu Mißverſtändniſſen; es gab manche unbehagliche Spannung, Annette war empfindlich, die junge Frau auch, dadurch wurde es endlich Schücking ſelber. Man ſagt, das Fräulein ſei dadurch unangenehm berührt worden, daß die junge Frau den Altersunterſchied zu ſehr betont habe. Auch „die verſchiedne Art zu ſingen“ ſoll zu der Spannung beigetragen haben. Annette brachte noch einmal alles ins reine. Man findet drei an Levin Schücking gerichtete Gedichte in ihren

Werken, von denen zwei dazu bestimmt sind, Mißverständnisse zu beseitigen. In Freundschaft schied das Ehepaar von der Meersburg; der Dampfer entführte es über den See.

Das Fräulein aber blieb zurück und mag mit ihrem Herzen gerungen haben. Sie sah, daß Levin ihr verloren war. „Für Eheleute", hatte sie ihm einst geschrieben, „gibt's nur einen Himmel und eine Hölle im eignen Hause, alles andre ist fortan nur Zugabe, — selbst die bestgemeinte Liebe anderer." Das war ja durchaus richtig, aber deshalb war es nicht weniger bitter für sie, sich nun ganz verdrängt zu sehn. Nichts hatte ihr das Leben recht erfüllt, und nun hatte ihr eine andre, die nichts vor ihr voraus hatte, als daß sie jünger und schöner war, ihre letzte und beste Freude genommen.

Da fuhren sie hin, den Türmen von Konstanz zu, jung und im Maiensonnenschein über den blauen Bodensee, während sie, einsam, alternd, in ihrem Turmzimmer saß. Es zittert wie Trotz, es weint wie Tränen in dem Abschiedsgedicht „Lebt wohl":

„Lebt wohl, es kann nicht anders sein!
Spannt flatternd Eure Segel aus,
Laßt mich in meinem Schloß allein,
Im öden, geisterhaften Haus.

Lebt wohl und nehmt mein Herz mit Euch
Und meinen letzten Sonnenstrahl;
Er scheide, scheide nur sogleich,
Denn scheiden muß er doch einmal.

Laßt mich an meines Sees Bord,
Mich ſchaukelnd mit der Wellen Strich,
Allein mit meinem Zauberwort,
Dem Alpengeiſt und meinem Ich.

Verlaſſen, aber einſam nicht,
Erſchüttert, aber nicht zerdrückt,
Solange noch das heil'ge Licht
Auf mich mit Liebesaugen blickt." ꝛc.

Annette müßte kein Weib geweſen ſein, wenn nicht eben doch eine tiefe Bitterkeit, eine Eiferſucht gegen die junge Frau ſie erfüllt hätte. Wohl rang ſie danach, der Gattin Levins Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ja, ihr mütterliche Freundſchaft entgegenzubringen. Vielleicht hat Luiſe Schücking auch nicht den rechten Ton gefunden, vielleicht war auch ſie nicht ganz frei von Eiferſucht — obwohl ihr Levin ſchon als Bräutigam geſagt hatte, daß dazu kein Grund ſei — kurz, die beiden Damen kamen ſich nicht näher, was immerhin begreiflich iſt. Und der junge Gatte mag Annetten auch direkt einmal vorgeworfen haben, daß ſie ſeiner Frau keine Sympathie entgegenbringe. Das Fräulein ſtritt dawider, aber ſie urteilte doch in einem Brief an eine Verwandte, daß neben vielen guten Eigenſchaften Frau Schücking die Gabe hätte, zu wiſſen, daß ſie ſehr ſchön und ſehr talentvoll ſei, „weshalb ſie mir doch nicht recht zu Gemüte wollte".

Die Trennung von Levin Schücking — denn das Ende war da, ob es auch von keiner Seite

zugegeben, aber von jeder gefühlt ward — muß viel gewaltiger auf die Droste gewirkt haben, als man nach ihren Briefen und den Darstellungen der Biographen vermuten sollte.

Als wäre ihr ein Halt geraubt, verfällt sie. Die Flügel, die noch eben die höchsten Höhen gestreift, sind ihr gleichsam gebrochen. Scheu duckt sich der Adler auf die Stange nieder: er wird nicht mehr fliegen.

Es fallen Schatten auf Annettens letzte Jahre. Auf den seligen Freiheitsrausch folgt die Reaktion. Die psychologische Entwicklung ist klar: ihr Junge, ihr Freund, ihr Geliebter, ihr Erlöser — die Karte, auf die sie den letzten und höchsten Einsatz gesetzt — hatte sie enttäuscht. Sie glaubte kraft ihrer Liebe Rechte auf ihn zu haben, die nicht so, wie sie gehofft, honoriert wurden. Ihr Verstand, ihr Wille war, wie in allen andern Zeiten ihres Lebens, auch hier bereit, der vernünftigen Erkenntnis zu folgen, sich nicht aufzulehnen gegen natürliche und einmal gegebne Verhältnisse. Aber wie immer gab sich auch hier das heiße Herz nicht damit zufrieden. Und allen freundschaftlich gequälten Briefen zum Trotz muß die grollende Bitterkeit gegen Schücking, der sie verlassen hatte, gewachsen sein.

Sie mußte sich sagen, daß sie — was sie am meisten beschämt und erzürnt haben wird — diesem Schücking viel weiter entgegengekommen war als je einem andern Menschen, vielleicht einen Schritt zu weit in dem großen Liebesgefühl

des einsamen, alternden, um ihr Leben betrogenen Weibes. Kein Zweifel, daß sie mehr die Werbende gewesen war, als die Umworbene.

Die Liebe zu ihm hatte sie ferner weiter geführt, als nicht ihre ursprüngliche, wohl aber ihre durch ewige Erziehung und Abhängigkeit korrigierte Natur ihr erlaubte. Die Liebe zu ihm war stärker gewesen als ihre fest eingewurzelte Pietät. Sie hatte hinter dem Rücken der Ihren gehandelt, sie war heimlich dem eignen Herzen gefolgt, sie hätte, wenn der Mutter ihre Briefe an Levin in die Hände gefallen wären, sich zu Tode geschämt. In dem Rausche des großen Gefühls sah sie nur ihr eignes Recht auf Glück; als der Rausch verflog, sah sie ihr Unrecht gegen die Ihren.

Und als Schücking, nachdem er sie in die Freiheit, zur Höhe geführt, plötzlich abschwenkte, als ihre beste Freude und ihre Stütze fiel, da wußte sie nichts andres, als verwirrt, geängstet, erbittert wieder auf die getreue Stange im Vogelhaus zurückzukehren. Aber Schücking war ihr mehr gewesen als ein Mensch, den sie liebte. In ihm hatte sich die Freiheit selbst für sie personifiziert, in ihm die Literatur, in ihm alle Reiche, die er ihr erschlossen.

Da sieht man das echte Weib: nicht nur gegen ihn selbst begann sie nun bitter und ungerecht zu werden, sondern auch gegen alle Tendenzen, die mehr oder minder stark mit ihm verknüpft waren. Alle die Vorwürfe, die sie — wenn es

schon einmal Vorwürfe sein mußten — sich wegen ihres Verhältnisses zu Schücking doch nur selbst machen konnte, ihre Beschämung, daß sie zu weit gegangen war, ihre Gewissensbisse über die gegen die Ihren begangene Impietät — sie trafen zusammen und lösten eine Erbitterung in ihr aus, die sich ganz ungerechter, aber menschlich begreiflicher Weise gegen Schücking richtete.

Der Zufall wollte es, daß ein paar Mißverständnisse und Unannehmlichkeiten, über die sich Annette sonst leicht hinweggesetzt hätte, dazutraten und die Erbitterung immer mehr steigerten. Es waren in den „Historisch-politischen Blättern" von Görres einige Artikel über Westfalen anonym erschienen, die von Annette herstammten — die nicht glückliche Fortsetzung von „Bei uns zu Lande auf dem Lande" — und die in der Heimat unliebsames Aufsehen erregt hatten. Man witterte feudale, volksfeindliche Tendenzen darin; die Familie schwebte in Todesangst, daß der Verfasser bekannt werden und die ganze Entrüstung sich gegen die Familie von Droste kehren würde; man grollte Annetten, daß sie durch ihre Schriftstellerei solch Unheil angerichtet habe, und Kreiten wird nicht fehlgreifen, wenn er meint, daß da auch manches harte Wort gegen Schücking gefallen sei, der sie in ihrer Tätigkeit hauptsächlich bestärkt hatte. Daß Schücking die ganz entgegengesetzten, nichts weniger als „feudalen" Ansichten hatte, tat nichts — er war der Literat, und man schlug auf ihn los.

Annette von Droste-Hülshoff.
Nach einer Photographie aus dem Jahre 1846.

heit. Sie flucht ihnen, sie flucht Schücking, wie sie einst ihrem Verstande geflucht. Es ist der Adler, der gegen die Schwingen wütet, die ihn hochgetragen. Es ist aufgefallen, wie „ultraloyal" Annette zuletzt ward, wie sie in feudaler Verständnislosigkeit förmlich erstarrte. Man hat da Einwirkungen der Familie sehn wollen. Aber wenn die Familie die Dichterin jetzt zum erstenmal auch geistig ganz zu der Ihren machte — es war Schücking und kein andrer, der indirekt diese Phase der Entwicklung bestimmte, wie er die vorhergehende und entgegengesetzte direkt bestimmt hatte.

Zu einem offnen Bruch, zu einer Aussprache kam es nicht. Aber die Korrespondenz bricht plötzlich ab. Im letzten Briefe vom 7. Februar 1846 hatte das Fräulein die Schückingschen Gedichte, über die sie sich der Freundin gegenüber so empört geäußert, dem Autor gegenüber noch sehr gelobt als „ein schönes Buch", in dem kein einziges schlechtes oder auch nur mittelmäßiges Gedicht sei. Man kann das nicht mehr zusammenreimen, wenn man nicht in eine bedenkliche Trennung der Persönlichkeit willigen will. Die literarisch und ästhetisch urteilende Dichterin konnte vielleicht rühmen, wo das moralisch und politisch urteilende Freifräulein von Droste entsetzt zurückweichen mußte. Sie hatte ja bei Freiligrath etwas ähnliches getan, wenn sie seine Poeme schön, aber wüst genannt. Doch man sieht auch hier: die Linien verwirren

ſich, und es fliegt wie ein Schatten über das reine Bild.

Nun ging auch in Erfüllung, was Annette einſt ihrem Herzensjungen geſagt: „mein Talent ſteigt und ſtirbt mit Deiner Liebe“. Es war, von dieſer Liebe begleitet, zu Höhen geſtiegen; nun, von ihr verlaſſen, ſtarb es. Der „Sporn-ſtich“ fehlte. Die Dichterin iſt von jetzt ab tot.

Wenn man einen letzten Blick auf dieſes Verhältnis wirft, ſo muß man noch einmal hervorheben, daß, ſo gewiß die Droſte die ungleich bedeutendere Perſönlichkeit war, Schücking dennoch ihr mehr gegeben hat und geben konnte, als ſie ihm. Das lag in den Verhältniſſen begründet; das lag vor allem daran, daß Annettens Liebe größer war. Durch dieſe Liebe ward ſie ſo reich. Sie mußte Levin Schücking dankbar ſein und bleiben. Nicht nur, daß ſie ihm ihre reichſte Schaffensperiode verdankte — er hat ihr doch auch literariſche Verbindungen erſchloſſen und ſich ehrlich für ſie bemüht. Auch ſpäter, viele Jahre nach ihrem Tode, hat er immer für ſein „Mütterchen“ gekämpft und ſich in jeder Beziehung als ein vornehmer und feinſinniger Menſch gezeigt. Man muß das doppelt unterſtreichen, weil von derſelben Seite, die Annette gern auf das geiſtige Niveau der Familie und Schlüters herabdrücken möchte, mit ſchlecht verhehltem Behagen alles in den Vordergrund gerückt wird, was die verbitterte Dichterin gegen Schücking geſagt hat. Wenn einer aber zuletzt gefehlt

hat, so ist es nicht Schücking gewesen, sondern Annette.

Ich sprach bereits davon, daß sie offensichtlich verfiel. Sie war alt und dick geworden. Ein Bild aus dieser Zeit (1846) erschreckt einen, das Zarte und Feine ihres Gesichtes ist vergröbert, ihre herrlichen Ringellocken sind verschwunden, dafür präsentieren sich zu beiden Seiten des Kopfes zwei dicke, häßliche Knoten. Wie Annette berichtet, hätte die alte Köchin vor diesem Daguerrotyp ausgerufen: „Es gleicht wohl, aber, du lieber Himmel, wie betrübt!"

Aus der Nette von Hülshoff war das Fräulein von Rüschhaus geworden; aus dem Fräulein von Rüschhaus das dicke Madämchen von Meersburg, „Tante Nettchen". Das Altjungferliche kam zum Vorschein. Sie hatte in ihrem Turm „einen kleinen Fix, Rasse: Wachtelhund" gehabt, der ihr nachts die Pantoffeln verschleppte und den sie liebte. Aber auch ihn mußte sie abgeben; Laßberg meinte, das Hündchen „würde endlich Flöhe bringen". Als Ersatz hielt sie sich „ein klein Kanarienvögelchen, das mir aus der Hand frißt".

In dieser letzten Zeit ward sie, wie gesagt, ganz eine Tante nach dem Herzen der Familie. Und es wundert einen nicht, daß da auch der gute Schlüter aus der Versenkung wieder auftauchte. Er hatte sich nicht dadurch stören lassen, daß Annette fast fünf Jahr keine Zeile an ihn gerichtet; er bekam auch jetzt keine Antwort,

aber er ſchrieb im wieder dringende Briefe, bis das Fräulein er te. Sie kehrte zu ihm zurück, wie ſie zur S ie zurückgekehrt war. Er war eben das, „ s da bleibt, wie es iſt"; ſie hatte von ke nerlei Enttäuſchungen zu fürchten, allerdings ch nichts zu hoffen. Es war keine Gefahr, d z ſie aus großen Höhen ſtürzte, weil ſie mit i ſowieſo nicht dahingelangte. Aber wieder m chte ihr in ihrer Zerriſſenheit und ihrer Bedrängnis der geduldige Chriſt, der zufriedene Durchſchnittsmenſch Vorbild und Tröſtung Sie glaubte mit dem Wein ſchlechte Erfahr n gemacht zu haben und kehrte reuig zur ch der frommen Denkungsart zurück. Schlüterchen kam mit ſeinem heitren, nie getrübten Glauben, ſeiner Frömmigkeit, ſeiner Zuverläſſigkeit; er kam natürlich auch mit dem „Geiſtlichen Jahr", das er in Erbpacht genommen hatte und das Annette im einzelnen noch durchfeilen ſollte. Und ihr erſter Brief an Schlüter enthält nach all den ungerechten, ihrer unwürdigen Anklagen Schückings den Paſſus: „Laſſen Sie uns für ihn (Schücking) beten, Chriſti Blut iſt auch für ihn gefloſſen, und Gott hat tauſend Wege, die Verirrten wieder zu ſich zurückzuführen."

Wo man hinſieht: die ungeheuerſte Reaktion gegen die Schücking-Epoche. Ihre Gedichte waren bei Cotta durch Schückings Vermittlung erſchienen; faſt hohnvoll hatte ſie zuerſt Schlüters Anſinnen, ſie wieder nach Münſter zu geben, zurückgewieſen.

Jetzt ſcheint ſelbſt an dem Buche, das einen ſtarken literariſchen Erfolg hatte, ihr Intereſſe verhältnismäßig ſchwach. Die ganze Literatur war ihr verleidet. Alles doch im Grunde durch den einen Mann. Wie muß ſie ihn im ſtillen geliebt und was muß ſie gelitten haben! Immer feſter wird ihr Entſchluß, ſich „von allen literariſchen Bekanntſchaften immer mehr zurückzuziehn, ſowie der, niemals eine Rezenſion oder kritiſchen Aufſatz zu leſen". Und das iſt dieſelbe Frau, die früher nicht ohne Stolz ihre Beſprechungen aufzählte.

Wie ultraloyal ſie wurde, iſt ſchon geſagt. Sie kannte zuletzt auch darin kaum Grenzen mehr.

Im Herbſt 1844 war ſie wieder nach Weſtfalen zurückgekehrt; im Herbſt 1846 zog es ſie von neuem nach der Meersburg. Auch körperlich verfiel ſie mehr und mehr, und die Krankheiten plagten ſie härter als je. Todesahnungen drängten ſich ihr auf; ſie verkehrte nur noch mit den Verwandten, las in einer „Nachfolge Chriſti" und verließ ihr Zimmer nur auf Stunden, um eine vorgeſchriebene Schrittzahl zu abſolvieren. Sie ſelbſt kam ſich dabei ſchon „wie ein Geiſt am Runenſtein" vor, und es war ihr „ſelber oft nicht deutlich, ob ich lebend, ob begraben". Die Märzſtürme von 1848, die auch um die Meersburg brandeten, erſchütterten ſie ſehr. Als der Mai kam, machte ſie Spaziergänge; am 19. Mai abſolvierte ſie ſechstauſend Schritte, wie ſie freudig erzählte. Mit Jenny wollte ſie

auch ein Duett ſingen. In der Nacht vom 21. auf den 22. Mai warf ſie etwas Blut aus; am 24. Mai fühlte ſie ſich freier, der Tag war prächtig und ſonnig, der Arzt, der ſie um elf Uhr unterſuchte, war zufrieden mit ihr. Als die Mutter um zwölf Uhr mittags zum Eſſen hinaufging, blieben abwechſelnd die kleinen Nichten bei Annette. Sie genoß etwas von einer Milchſpeiſe und ſchickte Hildegund Laßberg nach dem Arzt, weil ſie wieder etwas Blut im Munde ſpürte. Der Arzt ſaß bei Tiſch; der Weg zum Eßzimmer war ziemlich weit. Als er die Krankenſtube betrat, fand er eine Tote.

Niemand war in den letzten Augenblicken bei dem Fräulein geweſen. Ein Herzſchlag hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Sie hatte immer damit gerechnet, daß ſie ganz plötzlich ſcheiden würde, und ſoll ſich in der letzten Zeit auch täglich auf die ſchwere Stunde vorbereitet haben.

Am 26. Mai 1848 — auch das war ein prächtiger und ſonniger Tag — ward ſie auf dem Meersburger „Frieden" beigeſetzt. Efeu umrankt ihren Grabſtein, der ſchmucklos und einfach iſt. Er gibt ihren Geburtstag falſch an. Unter der ſiebenzackigen Krone, dem Wappen, dem Kreuz ſtehn die Worte:

„Anna Eliſabeth von Droſte-Hülshoff,
geb. d. 12. Januar 1797
geſt. d. 24. Mai 1848.
Ehre dem Herrn."

Im Angeſicht des ſchwäbiſchen Meeres und der Schweizer Berge ſchläft die Dichterin der weſtfäliſchen Heide. Sie hatte, als einſt Todesahnung ſie bedrängte, geſungen:

... „Dann Du, mein Leib, ihr armen Reſte!
Dann nur ein Grab auf grüner Flur,
Und nah nur, nah bei meinem Neſte,
In meiner ſtillen Heimat nur!“

Auch das iſt ihr nicht erfüllt worden.

* * *

Wenn man dieſes Leben ruhig bemißt, das hier nacherzählt und begleitet worden, ſo darf man ſich der Erkenntnis nicht verſchließen, daß es nicht nur, wie ſchon geſagt, in einem einzelnen Abſchnitt, ſondern doch auch im ganzen planlos und zerfahren verlaufen iſt. Es macht nicht freudig — eher traurig. Wir ſehen nicht, wie ſich ein gottgebornes Talent mit der ſittlichen Kraft verbindet und nach Ausbildung aller gegebnen Fähigkeiten ſtrebend zu immer größeren Höhen anſteigt, von denen es dann freudig auf einen guten und weiten Weg zurückblickt — wir ſehen faſt im Gegenteil, wie alle ſittliche Kraft darauf verwandt wird, Fähigkeiten zu unterdrücken. Und wenn die Droſte trotzdem eine ſo große Dichterin geworden iſt — der Gedanke,

der ja törichte Gedanke will nicht weichen, was sie hätte werden können.

Levin Schücking, der sie am genauesten kannte und am sichersten beurteilte, hat seiner Braut einst über Annette geschrieben: „Ihr Talent steht weit über dem aller unserer lebenden Dichter... Ob sie einen großen Ruhm bekommt, weiß ich aber doch nicht; sie schreibt alle ihre Sachen so leicht hin, als ob es lauter Impromptus wären, und gibt sich nicht die Mühe, das zu schaffen, was sie schaffen könnte." Kurz vorher heißt es: „Nur hat eine ganz verkehrte, ganz aristokratische Erziehung alle ihre Talente an der Entwicklung gehindert."

Hier ist man im Mittelpunkt des Droste-Problems. Man kann es nicht scharf genug sagen, daß Annette im ganzen ein Opfer ihres Standes geworden ist, ein Opfer der umgebenden Verhältnisse und der adligen Traditionen. Es war damals — vor 1848 — einem Edelfräulein Leben und Streben absolut vorgeschrieben, noch dazu einem Fräulein aus streng katholischer Familie. Sie stand unter Aufsicht der Familie, bis sie heiratete; heiratete sie nicht, bis an ihr Lebensende. Sie bekam ihre Rente und brauchte nicht zu sorgen. Sie hatte zu glauben, fromm zu sein, untadelig zu leben und der Familie keine Verlegenheiten zu machen. Dichten, Malen und Musizieren war erlaubt, aber es durfte keinesfalls zu energisch oder gar berufsmäßig betrieben

werden. Das war nicht fein und widersprach der Tradition.

In solche Verhältnisse war Annette gestellt. Pflicht und Neigung stießen überall schroff zusammen. Ein Ausgleich war nicht möglich. Das Fräulein mußte die Tradition, die Familie opfern oder sich. Sie mußte Pflichten verletzen oder Neigungen verkümmern lassen. Sie hat das letztere gewählt. Im „Abschied von der Jugend" singt sie:

„So an seiner Jugend Scheide
Steht ein Herz voll stolzer Träume,
Blickt in ihre Paradiese
Und der Zukunft öde Räume;
Seine Neigungen, verkümmert,
Seine Hoffnungen, begraben,
Alle stehn am Horizonte,
Wollen ihre Tränen haben!"

Sie hat recht, wenn sie sich einen „geduldigen Märtyrer der Treue" nennt.

Ein „Märtyrer der Treue" gegen die Familie, gegen die Tradition ist sie gewesen. Immer wieder hat sie in ihren Gedichten auch der Treue gedacht und ein Herz, in dem eine „Treue modert", unrein gescholten.

Wie bitter die Kämpfe gewesen sind, in denen sie sich dieser Treue opferte, können wir nur ahnen. Sie haben jene „Starrheit" der Droste heraufgeführt, die viele schon gefühlt haben. Ihr Verstand hat sich gegen die Fesseln eines zu

eng gezognen Dogmenglaubens aufgelehnt — ſie hat „ſtarr“ zum Kreuze aufgeblickt, und dem Glauben, den ihr Herz und Verſtand nicht halten konnten, krampfhaft mit dem Willen feſtgehalten. Sie hat ſich mit eben dieſem Willen an die Familie, an die Tradition gebunden. Aber ſie hat nie ganz die höchſte Harmonie, den letzten Ausgleich der Gegenſätze erreicht. Oder vielmehr, als ſie ihn erreichte, in der letzten Zeit, da war eben ihr Ringen beendet und alles niedergekämpft, was ſie von der Familie trennte: da war eben die Dichterin tot. Das wilde Herz war zahm geworden.

Wer genau hinhorcht, hört in Annettens Verſen wohl hier und da den wilden Freiheitsruf, den Schrei. Die unterdrückte, mißhandelte Natur empört ſich. Die „peinliche Sittſamkeit“, die das Fräulein ihrem Ebenbild in „Bei uns zu Lande auf dem Lande“ zuſchreibt, weicht; die Feuerſeele rüttelt an den Schranken, die hundertmal beſchnittene und zurückgedämmte Wildheit will losbrechen. Dann grüßt ſie jubelnd den Sturm „gleich einer Mänade“ und läßt ihn in ihrem offnen Haare wühlen; dann will ſie mit dem tollen Geſellen zwei Schritte vom Abgrund auf Tod und Leben ringen, dann möcht' ſie ſich in die tobende Meute der Wogen ſtürzen, im kämpfenden Schiffe ſitzen, wie eine Seemöwe über brandende Riffe ſtreifen. Oh „wär' ich ein Mann“, ſchreit ſie wohl auf, — „ſo würde der Himmel mir raten“. Doch

„Nun muß ich ſitzen ſo fein und klar,
Gleich einem artigen Kinde,
Und darf nur heimlich löſen mein Haar
Und laſſen es flattern im Winde.“

Ja, ſie hatte immer „artig“ ſein müſſen — ihr ganzes Leben hindurch. Als kleines Mädchen war ſie nur „heimlich“ barfuß durch den Park gelaufen. „Heimlich“ hat ſie ſpäter ſich ihrem „Hinausweh“ und verbotnen Gedanken hingegeben; „heimlich“ das Haar gelöſt, „heimlich“ mit Schücking korreſpondiert. In ſolchen Augenblicken hat ſie die brave Mittelmäßigkeit ihrer Angehörigen, des guten Schlüterchens wohl erkannt.

„Ein braver Bürger biſt Du, hoch zu ehren,
Ein wahrer Heros auf der Mittelbahn,
Doch, oh mein Flammenwirbel, mein Vulkan . . .!“

In ſolchen Augenblicken hat ſie frei herabgeſehn auf das „Neſtchen im Ofenloch“, das die brave Henne hat, und bekannt: „Viel lieber Adler noch, viel lieber Adler mit gebrochnen Schwingen“. Und Adler, Falke, Weih, Geier, Möwe — das ſind die in ihren Verſen immer wiederkehrenden Lieblingsvögel — die großen, ſtolzen, freien. Die kleinen, freundlichen Sänger treten auffällig davor zurück.

Man möchte dann wohl grollen und rechten mit ihr, daß ſie der großen Sehnſucht nicht gefolgt iſt, daß ſie die Ketten nicht gebrochen, daß

ſie nicht einmal verſucht hat zu kämpfen, ſich Spielraum zu verſchaffen für ihr Talent. Weshalb hat ſie es nicht getan? Äußere und innere Gründe ſprachen da mit. Daß ſie als Weib geboren ward, war das erſte Unglück. Über die Stellung der Frau zu dieſer Zeit braucht nicht geredet zu werden. Sie war wirklich, auch in einem weiteren Sinne, der „zu früh geborene Dichter", der (ganz wie in ihrem Gedicht) zwar den „ſteten Drang — hinauf! hinauf!" hatte, aber ſich nicht betätigen konnte, der an der Weide hochklettern mußte, weil „ringsum keine Palme" war, der ſich in glühenden Träumen verzehrte und „eine werte Zeit" vertrödeln mußte. „Weh mir, ich bin zu früh, zu früh geboren!" Sie konnte ſich als Frau ihr Leben nicht ſelber ſchaffen, wie ſie als Mann es doch vielleicht getan hätte. Eine Heirat hätte ſie wohl freier gemacht. Die alte Jungfer jedoch blieb ganz in Abhängigkeit von der Familie. Und das Band, mit dem die Tradition ſie hielt und das vielleicht zu lockern oder zu durchreißen geweſen wäre, ward ſtärker und feſter geſchnürt durch die mütterliche Erziehung. Es war nicht das eigentlich Tragiſche, daß Annette vielfach in einem inneren Gegenſatz zu ihrer Familie ſtand — ſondern daß dieſer Gegenſatz in ihr ſelbſt war.

Sie hätte deshalb durch einen Bruch mit der Familie nicht viel gewonnen. Denn in ihr ſelbſt, im eignen Herzen ſtanden ſich die Kämpen gegen-

über: hier Tradition, Pflicht, Adelsstolz, die ganze Korrektheit und Gemessenheit eines katholischen Freifräuleins — dort die ursprüngliche Wildheit des Herzens, die Freiheitssehnsucht, die alle Schranken überfliegende Phantasie der Dichterin. Aber während das Freifräulein Sukkurs hatte von ihrer ganzen Umgebung, war die Dichterin mutterseelenallein und hatte nur eine kurze Zeit in Schücking einen Helfer. In dieser Zeit siegte auch der Adler in ihr, der sich sonst scheu duckte. Ja, scheu — denn es war ja durch die Erziehung und die Verhältnisse soweit gekommen, daß sie selber fast als Sünde betrachtete, was in ihr wogte und hinauswollte.

In einem Gedichte, „Auch ein Beruf" ist es betitelt, hat sie sich einst ausgesprochen. Sie redet von sich und einer Freundin:

„Das Schicksal würfelt mit uns beiden,
Wir sind wie herrenloses Land.

Von keines Herdes Pflicht gebunden,
Meint jeder nur, wir seien grad'
Für sein Bedürfnis nur erfunden,
Das hilfbereite fünfte Rad.
Was hilft es uns, daß frei wir stehen,
Auf keines Menschen Hände sehen?
Man zeichnet dennoch uns den Pfad.

O hätten wir nur Mut zu walten
Der Gaben, die das Glück beschert!
Wer dürft' uns hindern? wer uns halten?
Wer kümmern uns den eignen Herd?

Wir leiden nach dem alten Rechte,
Daß, wer ſich ſelber macht zum Knechte,
Nicht iſt der goldnen Freiheit wert.
— — — — — — — —

Nicht würdig ſind wir beßrer Tage,
Denn wer nicht kämpfen mag, der trage,
Dulde, wer nicht zu handeln weiß."

So würde ſie gern den Stab brechen „ob all den kleinen Tyrannei'n". Aber gleich duckt ſie ſich wieder: ſie will nicht enttäuſchen, was ſich ihr vertraut hat, und ſtill und zufrieden ſein . . . weitertragen und weiterdulden.

Denn nichts, ſagt ſie im „Geiſtlichen Jahr", reißt des Blutes Fäden los. Sie ſelbſt hat wie das fünfzehnjährige Mädchen in „Junge Liebe", „nie ein anderes Band als das des Blutes" kennen gelernt. Und „halt feſt!" ruft ſie ſich ſelber zu — halt feſt an dem Freunde, dem Glauben, dem Blute. „Wer möcht' ſein Blut mit fremdem Ichor tauſchen!" Von ſich ſelbſt konnte ſie ſagen, was ſie dem zu früh gebornen Dichter nachſagte:

„Einmal erfaßt — dann ſicherlich
Hielt er, auf Tod und Leben."

Es war ihr beſonderes Unglück, daß die Familie, an der ſie feſthalten mußte, ſo gar kein Verſtändnis für Poeſie, überhaupt für höhere geiſtige Tätigkeit hatte. Schlimmer als die Einſamkeit von Rüſchhaus iſt die große Seelenein-

ſamkeit geweſen, in der Annette dahinlebte. Sie ſelbſt, die niemals über ihre Angehörigen klagte, konnte doch ab und zu einen Seufzer nicht unterdrücken. Eigentlich hat ſie durch ihr poetiſches Schaffen immer nur große und kleine „Unannehmlichkeiten" von ſeiten der Verwandten erfahren, und gerade diejenige Provinz und Bevölkerung, die heut am liebſten Annette für ſich allein reklamierte, hat ſich am längſten vor ihr verſchloſſen. Nach ihren eignen Worten hat ſie in Weſtfalen immer noch „die Rolle des begoſſenen Hundes" geſpielt, als ſie draußen im Lande ſchon längſt geſchätzt war. Die „Preußen" ſtanden auf ihrer Seite; ihre katholiſchen Landsleute, der Adel voran, wollten nichts von ihr wiſſen. Nach Schückings Meinung iſt der proteſtantiſche Pfarrer Reuchlin der erſte Mann geweſen, der „die Bedeutung der Dichtergabe Annettens, welche ihrer Umgebung noch völlig verſchloſſen war, ahnte". Und damals war die Dichterin ungefähr fünfundvierzig Jahre alt!

Ihr zerfahrnes Schaffen erklärt ſich ſo leicht. Als Schücking die Meersburg verlaſſen hatte, ſchreibt ſie: „Ich habe . . . keine rechte Freude an der einſamen Begeiſterung; es rollte doch anders, wie wir jeden Abend voreinander triumphierten . . ." Es geht ihr ähnlich mit ihren Sammlungen: ſie machten ihr ſelbſt nur Freude, wenn ſich andre dran ergötzten. Die vergrabnen Schätze konnte ſie nicht leiden. Und weil ſie eben in ihrer nächſten Umgebung nie-

manden hatte, dem ihre Verſe ein wirklich tieferes Herzensintereſſe abnötigten, ſo dichtete ſie ſich, ohne es aufzuſchreiben, heimlich ſelber etwas vor — das war auch bequemer. Nur wenn ſie von außen einen Anſtoß erfährt, nimmt ſie ſich zuſammen. So kommt es zu dieſem ſeltſamen, ruckweiſen Schaffen, das in den beſten Jahren ausſetzt. Als ſie Sprickmann gefunden, erblühen raſch hintereinander alle ihre Jugendſchöpfungen; als Schlüter an den geiſtlichen Liedern ſein Intereſſe bewies, wird das „Geiſtliche Jahr" vollendet; als Schücking in ihren Weg tritt, entſteht eine überraſchende Zahl der herrlichſten Gedichte. Es muß ſie nur jemand ermuntern.

Und wie wenig muß ſie ermuntert worden ſein! Sie durfte ihr Feld nicht pflügen, wie ſie wollte — die Poeterei ſollte ja nur dilettantiſch betrieben werden, ſollte ein paar langweilige Stunden ausfüllen. So blieb immer etwas Dilettantiſches in Annettens Schaffen. Sie iſt trotz allen Korrigierens doch nie zu ernſter Arbeit, zu dem bittren Ringen des Künſtlers fortgeſchritten, der keinen Stoff läßt, ehe er ihn völlig bezwungen. Die Droſte warf einfach beiſeite, was ihr auf den erſten Anhieb nicht gelang. Daher die vielen Fragmente. Man hatte ihr die ernſte Arbeit verwehrt; ſchließlich war ſie ſelber zu bequem dazu geworden. Und Schücking hat nicht nur mit der hohen Wertung ihres Talentes recht behalten, ſondern auch mit dem leiſen Zweifel an dem entſprechenden „großen

Ruhm". Denn wohl wird das Fräulein viel gefeiert, aber man kann bis heut nicht ſagen, daß es viel geleſen wird. Ich teile auch nicht die Hoffnung ihrer größten Bewunderer, daß ſich darin etwas ändern könnte. Wir leben gerade jetzt in einer vielleicht ſich ſchon abwärts neigenden literariſchen Epoche, die alles das, was die Dichterin Annette beſaß, forderte und ſehr hoch einſchätzte, die andrerſeits alles, was dieſer Dichterin mangelte, verhältnismäßig niedrig taxierte und nicht vermißte. Wenn, wie das nach natürlichen Geſetzen eintreten muß, über kurz oder lang das entgegengeſetzte Prinzip ſich zur Geltung bringt, wird die Droſte, ſo ſicher ihre literariſche Stellung iſt, naturgemäß keine ſich ſteigernde, ſondern eher eine geringere Einſchätzung erfahren, bis ein ſpäteres Geſchlecht wieder einmal das charakteriſtiſche Element in der Lyrik gegenüber dem formalen zur Geltung gebracht hat.

Man kann, um Annettens poetiſche Art und Eigentümlichkeit zu charakteriſieren, von ihrer Kurzſichtigkeit ausgehn. Wir wiſſen, daß ſie viel allein war und ſtundenlang durch die weſtfäliſche Heide wanderte. Es nimmt nicht wunder, daß ſie niemals größer iſt, als wenn ſie dieſe weſtfäliſche Heide zeichnet. Und wie ſie es tut, das hängt eben eng mit ihrer Kurzſichtigkeit zuſammen. Es ward ja ſchon erzählt, daß ihr ſeltſam gebildetes Auge auf wenige Schritte Entfernung nur noch verſchwimmende Linien ſah, in

nächſter Nähe dagegen etwa die Infuſorien im Waſſer zu erkennen vermochte. Dementſprechend vermißt man in ihren Dichtungen oft Weite und Horizont, wird aber durch eine Überfülle der feinſten „Particuliaretés“ entſchädigt. Man iſt, ſo oft man zu ihren Gedichten zurückkehrt, verblüfft darüber, wieviel ſie auf dem kleinſten Raume ſieht. Ihrem Auge, und ebenſo ihrem Gehör, offenbart ſich gerade das ſonſt Überſehene oder Überhörte. Ein Grashalm iſt für ſie eine Welt für ſich. Das Summen einer Fliege hat ſeine Bedeutung. Sie kann ſich in ſolchen Einzelheiten, die hin und wieder wie Offenbarungen wirken, nicht genug tun. Sie kommt dadurch zu einer unerhörten Bildkraft, zu einem in der Lyrik bis dahin noch nicht dagewesenen Realismus. Man braucht ſich etwa die beiden Prachtſtücke aus den Heidebildern: „Die Jagd“ oder „Die Krähen“ anzuſehn. Da heißt es im erſten:

„Man hört der Fliege Angſtgeſchrill
Im Mettennetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang —“

Immer mehr Particuliaretés werden gegeben: die Schilderung der Kühe iſt ſo grandios und verblüffend — man muß dieſes Wort wiederholen —, daß ſich nichts damit vergleichen läßt. Wie ſie den Thymian rupfen, das Euter am Wacholder ſtreifen, wie ſie ſchnauben, mit dem Schweif die Fliegen peitſchen und langſam, den

gefüllten Bauch ſchüttelnd, fortgraſen, wie die kranke Stärke träg herbeiſchaukelt und huſtet — dergleichen iſt in Verſen noch nie ſo geſagt worden. Oder man merke auf die Schilderung im „öden Haus“:

„Das Dach, von Mooſe überſchwellt,
Läßt wirre Schober niederragen,
Und eine Spinne hat ihr Zelt
Im Fenſterloche aufgeſchlagen;
Da hängt, ein Blatt von zartem Flor,
Der ſchillernden Libelle Flügel,
Und ihres Panzers goldner Spiegel
Ragt kopflos am Geſims hervor.“

Dieſes Spinnweb' im Fenſterloch, in dem der Reſt einer Libelle hängt, ſieht die Droſte. Die vier Zeilen, in denen ſie es ſchildert, ſind ein kleines Wunder an Feinheit und Plaſtik, das keiner ihr vor- und keiner ihr nachgemacht hat. In überreicher Zahl findet man ähnliches in ihren Verſen. Sie hat eigentlich dieſes Kleinſte und Spezielſte, das Allerintimſte der Natur für unſre Dichtung erſt entdeckt. Sie hört das Nagen der Raupe im Laub, ſie hört den Käfer kriechen, ſie ſieht die Waſſerſpinne langbeinig auf den Wellen tanzen, ſie hört das leiſe Pfeifen der Maus — dieſe Frau hat darin Indianerſinne!

Aber um dieſes kleinſte und feinſte Weben der Natur darzuſtellen, um die Nuance geben zu können, mußte ſie auch die Sprache nuancieren. Die allgemeine, ein wenig abgebrauchte Dichterſprache war ihr zu plump oder jedenfalls nicht

ſpeziell genug. Ein Wort wie Tönen oder Klingen mit ſeiner Allgemeinheit konnt' ſie nicht oft brauchen. Und wie ihr Auge den kleinſten Raum, ihr Ohr das zarteſte Geräuſch zerlegte, ſo zerlegte ſie gleichſam auch das allgemeine Grundwort. „Klingen" teilt ſich ihr etwa in klirren, knirren, klingeln, kniſtern, rieſeln, riſpeln, ſchwirren, ſchrillen, wiſpern, quitſchern uſw. So iſt ſie ferner in den Jungbrunnen der Volks- und Dialektſprache hinabgetaucht, um das charakteriſtiſche, einzig bezeichnende Wort zu erwiſchen, und man könnte ein kleines Wörterbuch aus den von ihr ſelbſt gebildeten oder von ihr in die Dichtung eingeführten Ausdrücken zuſammenſtellen. Dadurch iſt ihr Sprachſchatz außerordentlich reich geworden — er übertrifft gewiß den jedes andern deutſchen Lyrikers —, aber dieſer Vorzug erſchwert es auch dem harmloſen Durchſchnittsleſer, der Dichterin nahezukommen. Denn ſelbſt der Germaniſt ſtutzt vor manchem Worte und muß ſich im Grimmſchen Wörterbuche Rat holen. Es kommt ferner aus einem anderen Grunde noch zu den vielberedeten Droſteſchen „Dunkelheiten".

Die Dichterin, die das Kleinſte mit ſolcher Schärfe ſieht, verliert leicht das Unterſcheidungsvermögen. Sie geſteht ſelbſt zu, daß es ihr nicht gegeben ſei, Nebendinge gleich als ſolche zu erkennen. So geſchieht es oft, daß ſie völlig in dieſen Nebendingen ſtecken bleibt. Dann reiht ſie eine Unmenge kleinſter Züge aneinander, deren jeder unter Umſtänden vortrefflich iſt, aber ſie

ſchließen ſich nicht zuſammen. Die Überfülle von Bildern erſtickt das Bild. Die „Particuliaretés“ zerſtören das Ganze. Das iſt faſt allen größeren Dichtungen der Droſte gefährlich geworden. Sie bleiben in der bloßen Schilderung ſtecken; ſie ſind künſtleriſch unfertig. Nicht nur im „Hoſpiz“, auch in der „Schlacht im Loener Bruch“ iſt das auffällig. Künſtleriſch wiegt das Gedicht „Die Krähen“ ſchwerer als die große Schlachtdichtung. Mit der Schärfe des Blicks eint ſich nicht die Weite. Die Droſte kann nichts durchhalten. Es iſt ihr eigentlich auch nie eine Perſon die Hauptſache — immer eine Sache, eine Landſchaft. Aus dem geplanten „Chriſtian von Braunſchweig“ wird „Die Schlacht im Loener Bruch“; aus dem geplanten „Barry“ das „Hoſpiz auf dem Sankt Bernhard“; aus „Friedrich Mergel“ wird die „Judenbuche“. Der titelgebende Redakteur hat gefühlt, daß nicht der „Held“, ſondern das Milieu die Hauptſache iſt. Jeder Stoff, den Annette ergreift, zerläuft ihr eigentlich. Und wenn ſie auch das Radikalmittel des Streichens anwandte, weil ſie ſelbſt ihre Neigung zur Weitläufigkeit kannte — das half zwar gegen allzu große Längen, verwiſchte aber die einmal gegebne Art nicht.

Das iſt der große Mangel an künſtleriſcher Form, der ſich — mit Ausnahme der beſten Gedichte — in allen Schöpfungen Annettens zeigt, ſelbſt in der vortrefflichen „Judenbuche“. Und ob er zu einem Teile auch aus der eigentüm-

lichen Begabung selbst v unerr — zu einem andern Teile beruht er doch darauf, daß die Droste sich, wie Schücking eben sagt, nicht die Mühe gab, das zu schaffen, was sie hätte schaffen können. Sie versuchte eine ihr charakteristisch vor Augen stehende Situation zu fassen, sie hatte vielleicht auch den charakteristischen Ausdruck dafür, aber wollte er sich n ht deutlich und rein in den Vers fügen, dann opferte sie nicht etwa der Klarheit zuliebe einen Teil des charakteristischen Gepräges, sondern sie gab lieber die Verständlichkeit preis. Kein Zweifel, daß sie beides bei energischer künstlerischer Arbeit hätte verbinden können, wie es ja auch in vielen Gedichten geschehn ist. Aber es wäre ihr nie auch nur im Traum eingefallen, es etwa Heine nachzutun, der, wenn es not tat, Tage und Nächte an einem seiner kleinen Liedchen feilte, oder Storm, der unter Umständen auch wochenlang nach dem Ausdruck dessen, was ihm vorschwebte, suchte.

Man hat wohl gesagt, diese ‚Dunkelheiten' gehörten zum Drosteschen Stil. Schücking erzählt: „Ich habe viel mit ihr (Annette) darüber gesprochen und meinen Wunsch nach emsigerer Feile geltend zu machen gesucht. Heute würde ich es nicht mehr, weil die Form viel mehr zum charakteristischen Wesen dieser unvergleichlichen Poesie gehört, als ich damals einsah. Auch drang ich mit meinen Wünschen wenig durch. Sint ut sunt! sagte selbstbewußt die Dichterin." Aber

das ist doch ein Verkennen dessen, was eigentlich bemängelt wird. Eine glatte, polierte Droste wäre allerdings keine Droste mehr; daß sich aber Kraft, Herbheit, Knorrigkeit mit Klarheit vereinen lassen, bedarf keines Wortes.

Auch Storm ließ über ein zu glatt geratnes Gedicht die Raspel gehn. Und Annette zeugt, wie gesagt, mit vielen Schöpfungen selbst wider sich. Hier ist sie ganz die Frau, der sich wohl, wie Treitschke sagt, das Geheimnis der künstlerischen Komposition noch nie entschleiert hat. Aber soviel ist richtig, daß die künstlerischen Mängel der Droste in enger, wenn auch nicht notwendiger Verbindung mit ihren dichterischen Vorzügen stehn. Lieber ungelenk, als glatt und platt! Sie hatte eine förmliche Angst vor dem Verbrauchten. Sie war unglücklich, als sie, an einer eignen Novelle arbeitend, eine fremde mit ähnlichem Stoffe fand. Sie mochte bei den römischen Poeten die stehenden Vergleiche, die unabwendbaren Adjektiva nicht leiden: daß der Reif immer cana, die Äpfel immer roscida usw. waren, kränkte sie förmlich. Sie [illegible] alles sogenannte „Poetische". [illegible] sie würde ein störrisches [illegible] „bockenden Gaul" [illegible] genannt haben, [illegible] mit vortrefflich [illegible] auch gewollt [illegible] mende Roß" [illegible] taucht. Sie [illegible]

realiſtiſchen Ausdruck manchmal ſoweit, daß ſie in Gefahr iſt, wenn nicht manieriert, ſo doch proſaiſch zu werden. Sie hat das ſelbſt gefühlt, denn ſie ſchreibt von einem Freiligrathſchen Gedicht: „hier iſt wirklich mitunter nur ‚gereimte Proſa‘, und wenn ich das finde, die ſelbſt ſo ſehr nach dieſer Seite neigt, ſo muß es wohl auffallend ſein.“ Aber ſie litt „nicht die kleinſte Pfauenfeder“ in ihrem „Krähenpelz“. Es mag mir, ſagt ſie, mitunter ſchaden, daß ich „ſo ſtarr meinen Weg gehe; dennoch wünſchte ich, dies würde anerkannt“.

Es hängt mit dieſem Realismus zuſammen, daß ſie ihrer ſtarken Phantaſie nur da einzuſpringen erlaubte, wo ſich ein Anhalt in der Wirklichkeit nicht mehr bot. Die einfache Wahrheit ſei ſchöner, als die beſte Erfindung — man erinnere ſich, wie ſehr ſie bedauert, zu ſpät über die Akten gekommen zu ſein, die das Material zur „Judenbuche“ enthielten. Und als eine Freundin ſie drängte, ſich doch in mehr romantiſcher Art zu verſuchen, etwa à la Brentano und Arnim, ſchreibt ſie an Schlüter: „Sie wiſſen ſelbſt, liebſter Freund, daß ich nur im Naturgetreuen, durch Poeſie veredelt, etwas leiſten kann.“ Alles, was ſie dichteriſch verwertet, muß ſie, „wenn auch unter andern Verhältniſſen und in andern Formen, geſehn“ haben. „So werden meine Perſonen immer Weſtfalen bleiben und ſich, trotz aller Vorſicht, hier und dort individuelle Züge einſchleichen, d. h. nicht gerade Geſchehenes,

aber manches, wobei einem dieſes oder jenes Individuum unwillkürlich einfällt." Und ſo iſt ſie ſelber auch ſpeziell eine weſtfäliſche Dichterin geworden, und unter ihren Schöpfungen behaupten die auf Heimatsboden ſtehenden den erſten Rang.

In einer Zeit, die vom Poeten die charakteriſtiſche Note verlangt und ihn auf Realismus, Heimatskunſt uſw. feſtlegen möchte, überſieht man leicht, daß die Droſte zu ihrer Zeit faſt allein ſtand. In ihren Jugendjahren herrſchten Klaſſizismus und Romantik; ſpäter ſtellte ſich die jungdeutſche Zeit- und Streitliteratur der alt gewordenen Romantik entgegen. Es ſind deshalb auch nicht eigentlich deutſche Dichter geweſen, von denen Annette gelernt hat. Den ausſchlaggebenden Einfluß übten vielmehr die Engländer auf ſie aus, die Lakiſten. Man hat ſie oft mit Byron zuſammen genannt — nicht ganz mit Recht. Der Poet, der ſie am meiſten beſtimmt hat, iſt Walter Scott. Es gibt leider noch keine Unterſuchung darüber, wieweit dieſer Einfluß geht. Aber er wird fraglos ungeheuer viel ſtärker ſein, als man bisher annimmt. Es konnte auf den erſten Blick ſcheinen, als hätte das einſame Edelfräulein die Poeſie gleichſam aus ſich ſelbſt erfunden — ſo allein ſtand ſie mit ihrer Art. Aber man wundert ſich nicht mehr, wenn man von Walter Scott zu ihr kommt. Daß ſie ihn viel geleſen, eine Zeitlang ganz in ihm gelebt, weiß man aus einem Briefe. Sonſt würden auch ihre Verſe,

in denen Scotts Name oder gar Perſonen ſeiner Romane erwähnt ſind, dafür zeugen. Zum Beweiſe, wie weit die Ähnlichkeiten zwiſchen der deutſchen Dichterin und dem ſchottiſchen Poeten gehn, ſei nur einiges angeführt.

Wie Annette iſt Scott das Kind eines Landes voll weiter Moore und Heiden, in dem der Klerus die ausſchlaggebende Rolle ſpielte — es gab eine Zeit, wo er die Hälfte alles Grundbeſitzes in Händen hatte. Schon als Knabe ſammelte Scott mit Feuereifer alte Volkslieder und Balladen, wie es auch die Droſte für die Grimms und für ihren Onkel tat. Für den hochkonſervativen ſchottiſchen Dichter war ebenſo wie für die hochkonſervative Weſtfälin das Geſchlecht, die Tradition, die Familie die Hauptſache. Das Familiengefühl war in beiden ſo ausgeprägt, daß ſie auf dem Altare der Verwandtſchaft alles opferten. Wie Annette die ſtrenge Katholikin, die ihr Bekenntnis für das weitaus beſte hielt, ſo war Scott der ſtrenge Proteſtant, der alles Katholiſche, den „ſchrecklichen Aberglauben der Papiſterei", mit Abſcheu verdammte. Beide finden ſich in dem Franzoſenhaß. Wenn man ihre Dichtungen vergleicht, ſo fällt einem zuerſt die ungeheure Breite, die Weitläufigkeit auf. Sie können ſich im Detail nicht genug tun. Wundervoll ſind die „Particuliaretés", die ſie geben. Annette konnte nur brauchen, was ſie geſehn; Scott reiſte in jede Landſchaft, die er ſchildern wollte. Beide ſchaffen ihr Höch-

ſtes, wenn ſie ſich an das rein Nationale halten. Da triumphieren ihre Schilderungskraft, ihr nüchterner Realismus, ihre kräftige Anſchaulichkeit. Scott ſchreibt poetiſche Erzählungen, die beſonders durch ihre wundervollen Naturſchilderungen wirken. Er macht hiſtoriſche Studien, greift in die Vergangenheit, trifft den Ton der Zeit prächtig. Seine Schlachtenſchilderungen werden berühmt. Wort für Wort gilt hier für Annette. Man denke an die „Heidebilder", an „Die Schlacht im Loener Bruch". Wenn man Scotts „Jungfrau vom See" geleſen, überraſchen die größeren epiſchen Dichtungen der Droſte nicht mehr. Man hat dem ſchottiſchen Dichter den Vorwurf gemacht, daß er auch Schmuggler und Räuber preiſe, wenn er Mut und Kühnheit bei ihnen fände. Byron hat geſpottet, daß ſein Lieblingsheld ein Gemiſch von Wilddieb, Räuber und gemeinem Schuft ſei. Man vergleiche die Sympathie Annettens mit einem Chriſtian von Braunſchweig, mit den Blaukitteln uſw. Beiden, dem Schotten und der Weſtfälin, iſt es nie recht gelungen, das Seelenleben des einzelnen Individuums tiefgreifend darzuſtellen. Sie waren glänzende Charakteriſtiker, aber nicht eigentlich Pſychologen. Um die pſychologiſche Aufgabe in der „Judenbuche" geht Annette herum. Aber — — doch es mag ein Wort von Georg Brandes zitiert ſein, das er über Scott ſagt und das er von Annette geſagt haben könnte: „Dieſer Dichter, deſſen Blick für das Seelenleben der einzelnen modernen Menſchen

nicht tief war und welcher der modernen individualistischen Zeit gegenüber auf mancherlei Weise durch nationale, monarchische und religiöse Vorurteile gebunden und befangen erschien, besaß kraft seines gewaltigen Naturalismus, sobald er die Menschen als Volk, als Stamm oder Rasse vor sich sah, den schärfsten Entdeckerblick für die Natursubstanz in ihnen." Wer denkt hier nicht an die Beschreibung der Sitten und Bräuche des westfälischen Stammes durch die Droste? So hat Scott die schönen Sitten der Schotten geschildert, gerade ihre Gastlichkeit. (Siehe Annettens Gedicht „Ungastlich oder nicht?") Er hat auch, wie man weiß, der Geschichtsschreibung gewaltige Anregungen gegeben. Hüffer bemerkt von der „Schlacht im Loener Bruch", jeder Historiker könne von Annette lernen.

Es ist verständlich, daß bei beiden Dichtern sich das Milieu, der Schauplatz, die Umgebung gewaltig in den Vordergrund schieben mußten. So breit und schwer, daß es den Helden erdrückt. Wer denkt, wenn er sich des „Hospizes" erinnert, an Benoit oder gar an Barry, und wer vor dem „Loener Bruch" an Christian? Und kann man in diesem Sinne nicht auch von der Droste sagen, daß sie „Massenwirkungen" gibt, wie man es von Scott gesagt hat? Daß das Individuum nicht die Hauptsache sei, sondern hinter dem Geschlecht, dem Volk, der Landschaft verschwinde?

Und ein weiterer sehr charakteristischer Zug:

dieſelben Dichter, die durch ihren kräftigen Realismus, ihre ungeheure Anſchaulichkeit, durch Verwertung des Details, durch ihre feſte Nüchternheit wirken, haben den gleichen Hang zum Grauſigen, das gleiche Vergnügen an Geiſter- und Geſpenſtergeſchichten, das bei beiden aber nicht etwa einer romantiſch-myſtiſchen Geiſtesrichtung entſpricht, ſondern ihnen gleichſam von der Landſchaft mitgegeben iſt, von dem Stamm, dem ſie angehören — ein „volkstümliches“ Element, wenn man ſo ſagen darf. Schottland hat ſeine „Vorkieker“ ſo gut wie Weſtfalen. Annette nennt eine ihrer Vorkieker-Balladen in Briefen immer „das Second Sight“; an Eliſe von Hohenhauſen ſchreibt ſie auch extra, daß die Franzoſen da nicht mitkönnten. „Hier iſt unſer Reich, was wir nur mit den Engländern und Schotten teilen.“ Sie bezweifelte ſolche Geſpenſtergeſchichten nur halb, ſtand aber doch, ebenſo wie Scott, darüber: ſie hatte Vergnügen am Gruſeligen. Man mag endlich noch daran denken, daß Schücking ihr ein gar zu leichtes und müheloſes Niederſchreiben ihrer Werke zum Vorwurf machte; Scotts Schnellſchreiberei iſt ja berühmt geworden. Und beide gleichen ſich ſchließlich auch in ihrem auffallend kühlen Verhältnis zum andern Geſchlecht. Wir wiſſen von beiden nur, von dem Fräulein wie von dem „keuſchen, leidenſchaftsloſen“ Scott, daß ſie eine Jugendneigung hegten, die ſie ſo vollkommen verſchloſſen, „daß niemand etwas davon ahnte“.

Das ſind der Parallelen überviel. Und wenn man wohl die meiſten auch daraus erklären wird, daß verwandte Bedingungen eben auch verwandte Reſultate ergeben — es bleibt genug übrig, was von einer Beeinfluſſung des weſtfäliſchen Fräuleins durch den ſchottiſchen Dichter redet. Ein Einfluß, der nicht ſo verwunderlich iſt, wenn man ſich der damaligen europäiſchen Begeiſterung für Sir Walter erinnert, der Poeten aller Länder befruchtet hat, und nicht zuletzt deutſche. Man denke nur an Willibald Alexis und Wilhelm Hauff.

Durch Konſtatierung dieſes Einfluſſes wird auch das literariſche Verdienſt der Droſte nicht angetaſtet. Anregungen als fruchtbar zu erkennen, aufzunehmen und ſelbſtändig auszubilden, iſt unter Umſtänden ebenſoviel, wie Anregungen zu geben. Dieſelbe Dichterin, die als Perſönlichkeit in manchen feudal-romantiſchen Vorurteilen befangen war, hat doch auch dazu beigetragen, der alt gewordnen Romantik in der Dichtung den Boden zu untergraben. Neben Karl Immermanns köſtlichen „Oberhof“ ſetzte ſie eine zweite weſtfäliſche Geſchichte voll Kraft und Kernigkeit: die „Judenbuche“. Nur wenige Jahre trennen beide Werke; aus der gleichen Provinz ſtammen ſie; beide bewegen ſich im Gegenſatz zu der herrſchenden Zeitſtrömung, denn in beiden iſt bäuriſcher, alſo antiliberaler, ariſtokratiſcher Geiſt. Annette nennt den Bauer einen Ariſtokraten, ſie ſpürt ſelbſt „eine ſtarke Bauernader“ in ſich, ſie

Meersburg.
Links im unteren Turm befand sich die Wohnung der Dichterin. Originalzeichnung.

„Oh, schmählich hat mich der betrogen!
Rührt ihn der Wind, so mein' ich auch,
Was Liebes komme hergezogen!

Mit jedem Schritt weiß er zu gehn,
Sich anzuformen alle Züge;
So mag er denn am Hange stehn,
Ein wert Phantom, geliebte Lüge."

Das entspricht ganz der Briefstelle an Schücking, nach der sie ohne Lorgnette nach Figels Garten hinüberschaut, um, wenn sich jemand naht, länger denken zu können, der Freund sei es. Und sie verdankt dieser Schwäche der Augen, die ihr von Fernerem nur einen großen Eindruck vermitteln, oft die wundervollsten Bilder. Die Linien erweichen sich; das harte sich vordrängende Detail, das Kleine und das manchmal Kleinliche, in das der Realismus sich leicht verstrickt, wird gedämpft, geht unter, verschwimmt. Wilhelm von Scholz hat mit Nachdruck darauf hingewiesen, eine wie bedeutende Impressionistin in dieser Hinsicht Annette war. In dem Gedicht „Der Heidemann" stehn vier Zeilen: der Hirt zieht mit der Herde durch die rauchende, nebelnde Heide:

„Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im grauen Ozean."

Das ist unbeschreiblich schön. Der graue

Nebel; die Herde, die ſich darin nicht mehr in die einzelnen, auch nicht einmal genannten Tiere teilt, ſondern als Ganzes einherſchwimmt im Heiderauch; ein Glimmen durch den Dunſt: die Pfeife des Hirten — — das hat erſt die moderne Malerei dem weſtfäliſchen Edelfräulein nachzumachen verſucht. „Rauchend zergeht die Fichte“, heißt es in demſelben Gedicht. Und vor allem mag man aus den vorher zitierten vier Zeilen erſehn, wie durch das Verſchwimmen der Linien die Phantaſie entfeſſelt wird und in ihr Recht tritt. Den weſtfäliſchen Hirten, der, bei hellem Sonnenlicht, ſein Pfeifchen ſchmauchend, die Herde an ihr vorbeitreibt, hätte das Fräulein mit ihrem nüchternen kräftigen Realismus aufgefaßt — man denke an die Schilderung der Herde in der „Jagd“ —; aber wo alles Einzelne im Nebel verſchwimmt, tut die Phantaſie königlichen Flug, und das prachtvolle Bild ſetzt ein: „wie Proteus ſeine Robbenſcharen — Heimſchwemmt im grauen Ozean“.

Von hier aus wird man auch der Droſteſchen Vorliebe für das Spukhafte näherkommen. Hat ſie dieſe Vorliebe einerſeits gleichſam als gut weſtfäliſche, im beſonderen auch als väterliche Tradition übernommen, ſo hat das Unvermögen, auf eine kleine Entfernung etwas deutlich zu erkennen, ihr anderſeits die Möglichkeit gegeben, ſich eine Bewegung, ein Geräuſch nach Luſt und Laune auszulegen. Dazu tritt die immer in der Anlage vorhandene, durch Krankheit und Tot-

einſamkeit geſteigerte Nervenſpannung. Ein plötzliches Geräuſch, wie der Schall der Klingel, konnte dem Fräulein ja Herzklopfen verurſachen. Sie ſelbſt hat Kurzſichtigkeit und Geſpenſterglauben auch einmal in Verbindung geſetzt. Und man möchte manchmal meinen, daß in der großen Einſamkeit, in dem Rüſchhaus, welches ſie „einen der unveränderlichſten Orte" nennt, das „Gruſeln" zu einem notwendigen Bedürfnis wurde. Jede natürliche Anregung durch das Leben war ausgeſchloſſen; da mußte die Phantaſie herhalten und nicht gleich Erklärliches in geheimnisvolle, übernatürliche Gewänder kleiden. Es gab einen Hausſpuk in Rüſchhaus, der „eine weiße Timpmütze" aufhatte und aus- und einging. Annette glaubte an ſolche Spukgeſchichten nicht ganz, aber ſie zweifelte auch nicht ganz. Sie genoß ſie mit feiner Wolluſt; ſie brachten einen ſcharfen Reiz in ein reizloſes, eintöniges Leben. Wie „der blonde Waller" in „Der Graue" machte ſie „gern ſich ſelber einen kleinen Graus". Denn „Angſt iſt fein" heißt es charakteriſtiſcherweiſe in „Des Arztes Vermächtnis". Aber es paſſierte ihr oft, daß auch ſie ſo lange „wollüſtig an des Grauens Süße" ſog, „bis es mit eiſ'gen Krallen mich gepackt". Und in der Ballade „Der Fundator" iſt es deutlich zu erkennen, wie Geräuſche, deren Herkunft die Sinne nicht gleich ermitteln können, ſpukhafte Bedeutung erhalten, Grauen hervorrufen. Da „quitſchert" eine Kutſche über den Kies — nein, es iſt der Abendwind in den

Föhren; da ſummt ein Sang im Ohr — horch, — aber nein, die Fledermaus ſchrillt nur! Dann klingelt es in den Taſſen, es iſt eine ſchnurrende Fliege, die ſich darin verfangen hat. Aber das Grauen wächſt mit jedem dieſer Geräuſche, die durch die dämmrige Einſamkeit ziehn. Und Annette kann mit einer jedes Sich-Wehren beſiegenden Kraft den Leſer oder Hörer in den Bann dieſes Grauens ziehn, ſei es, daß ſie, wie im „Vermächtnis des Arztes", ſich mehr an die unheimlichen Wirkungen hält und den ſie verurſachenden Umſtand halb im Dunklen läßt, ſei es, daß ſie direkt den Gegenſtand des Grauens ſchildert wie im „Spiritus familiaris des Roßtäuſchers":

... „Phosphorlicht, wie's kranken Gliedern ſich entwickelt:
Ein grünlich Leuchten, das wie Flaum mit hundert Fäden wirrt und prickelt,
Geſtaltlos, nur ein glüher Punkt inmitten, wo die Faſern quellen,
Mit klingendem Geſäuſel ſich an der Phiole Wände ſchnellen,
Und drüber, wo der Schein zerfleußt,
Ein dunkler Augenſpiegel gleißt.

Und immer krimmelts, wimmelts fort, die grüne Wand des Glaſes ſtreifend,
Ein glüher gieriger Polyp, vergebens nach der Beute greifend;
Und immer ſtarrt das Auge her, als ob kein Augenlid es ſchatte,
Ein dunkles Haar, ein Nacken hebt ſich langſam an des Tiſches Platte" uſw.

In ſolchen Schilderungen kann ſich die Droſte nicht leicht genug tun. Es iſt bezeichnend, wie ihre Phantaſie arbeitet, um immer neue unheimliche Attribute für den Spiritus familiaris zu finden. Sie gerät da zuletzt ins Pathologiſche und wühlt mit wollüſtigem Grauen im Verweſenden. Sie erzählt von dem Kolk, der die Leichen nicht mehr herausgibt, von dem Kinde, das unten liegt, „wo Egel ſich und Kanker jetzt — An ſeinen bleichen Gliedchen letzt". Sie erzählt im „Schloßelf" von dem Alten, der ſich über den Weiher beugt:

„Ihm iſt, als ſchimmre, wie durch Glas,
Ein Kindesleib, phosphoriſch, feucht,
Und dämmernd, wie verlöſchend Gas;
Ein Arm zerrinnt, ein Aug' verglimmt —
Lag denn ein Glühwurm in den Binſen?
Ein langes Fadenhaar verſchwimmt,
— Am Ende ſcheinen's Waſſerlinſen!"

In der „Judenbuche" verrät ſich der Leichnam im Baume durch den unerträglichen Geruch. In der „Mergelgrube" rieſelt der Dichterin Sand auf Haar und Kleid, daß ſie grau wird „wie eine Leich' im Katakombenbau", daß ſie ſich ſelbſt wie eine Mumie mit dem Skarabäus vorkommt. Im Graſe, in der ſüßen, taumeligen Ruhe, regt und ſtreckt ſich „jede Leiche" in ihrer Bruſt. Im „Hoſpiz auf dem großen Sankt Bernhard" muß der greiſe Benoit in einer Gruft Schutz ſuchen, wo all die Opfer des Berges

liegen. „Ungeheures Grauen“ faßt ihn, „als tret' er in das eigne Grab und ſollt' die eigne Leiche ſchauen“. Und die Phantaſie, die er vergebens zu bezwingen ſucht, fängt zu ſpielen an: er ſieht die verzerrten Geſichter der Toten, „er ſieht das große Augenband, das ſinkend die Verweſung kündet“, ſieht wächſerne Hände, ſieht einen Leichnam in der Niſche, den Hut auf dem Totenhaupt uſw. An einer andern Stelle ſingt Annette von den Toten:

„Kalt iſt der Druck von Eurer Hand,
Erloſchen Eures Blickes Brand,
Und Euer Laut der Öde Odem;
Doch keine andre Rechte drückt
So traut, ſo hat kein Aug' geblickt,
So ſpricht kein Wort, wie Grabesbrodem.“

Verſe, die man eigentlich mehr bei Novalis ſuchen würde. Aber in der Toteinſamkeit fragte ſich Annette manchmal, „ob ich lebend, ob begraben“. Sie variiert den Gedanken viel. „Faſt war es mir“, ſingt ſie in dem Gedicht „Im Mooſe“, „als ſei ich ſchon entſchlafen“, und als ſie dann, „wie einer, der dem Scheintod erſt entrann“, auftaumelte, zweifelte ſie noch immer,

„ob der Stern am Rain
Sei wirklich meiner Schlummerlampe Schein,
Oder das ew'ge Licht am Sarkophage.“

„Wie geſtorben“ ſitzt ſie „unter der Linde“;

ſie fragt ſich, ob ſie der erſte Menſch oder der letzte ſei.

Und die Toten kehren wieder: der vor hundert Jahren verſtorbene Prälat; die Mutter, die allen ſichtbar, in der bleichen Hand die Schlüſſel, durchs Zimmer geht. Oder der Ritter ſchaut ſeinen eignen Leichenzug. Ein paar ſeltſame Vergleiche fallen auch hierher. Wenn man durch den Heideraum wandert, glaubt man „durch halbgeformten Leib zu gleiten". Der Ruhm, der Mordgeſelle, kommt „nur als Leichenhuhn geflogen". Man ſehe ſich ferner das merkwürdig Blutige an in allen Stoffen, die das Fräulein ergreift. Nicht nur in allen ausgeführten größeren Dichtungen und in den Fragmenten wie „Ledwina" wird in Blut und Wunden oder Schaurigem geſchwelgt. Auch die Pläne reden eine deutliche Sprache. Als ſolche Pläne führt Annette auf: die „Wiedertäufer" — ſie ließ den Stoff fallen, weil er ſelbſt ihr zu „gräßlich" war —; ein Schauſpiel, der „Galeerenſklave" — hier redet der Titel ſchon eine deutliche Sprache; endlich eine Kriminalgeſchichte, mit einem furchtbaren Räuber als Mittelpunkt, und ein größeres Gedicht, das die ſeltſame Entdeckung eines Mordes betrifft. Und fühlt man nicht förmlich das Vergnügen, mit dem die Droſte das grimme Kämpfen der Heere im Loener Bruch geſchildert hat? Oder die Wolluſt, mit der ſie in prachtvoller Anſchaulichkeit die alte Krähe von dem köſtlichen Leichenſchmaus erzählen läßt?

„Kein Geier ſchmauſt, kein Weihe je ſo reich!
In achtzehn Schwärmen fuhren wir herunter,
Das gab ein Hacken, Picken, Leich' auf Leich' —!“

Und dieſes Wühlen in Blut und Wunden, in Tod und Verweſung iſt pſychologiſch ſehr intereſſant. Es bedeutet Rache und Rückkehr der unterdrückten Natur. Was ſich im Leben nicht entfalten und betätigen konnte, was ſorgſam unter dem Verſchluſſe der peinlichſten Sittſamkeit gehalten wurde, das Wilde in Annette, der Schaffens- und Betätigungsdrang, der ihr ganz unterbunden war — das ward in der Phantaſie überſpannt, ins Kraſſe gezerrt und in den dichteriſchen Schöpfungen der Phantaſie niedergelegt. Man kann das an vielen Poeten der Zeit beobachten, nicht zum wenigſten an Freiligrath, der auf dem Comptoirbock Wüſtenritte machte.

Vieles aber iſt bei Annette doch Poeſie der kranken Nerven. Man erkennt es am beſten aus der Art, wie ſie ihre eignen nervöſen Erſcheinungen auf die betreffenden Helden der Gedichte überträgt. Auf ſie ſelbſt paßt, was ſie von Tieck ſagt, daß ſein „Nervenſyſtem gewiß, wo nicht ſchwach, doch äußerſt reizbar ſein muß, weil er alle damit verbundenen Zuſtände von Halbwachen, Schwindel, ſeltſamen peinlichen fixen Ideen ſo genau darſtellt“. Annette erzählt in ihren Briefen oft, daß ſie ein unerträgliches Klingeln im Kopfe hat. Und man kann verfolgen, welche große Rolle dieſes „Klingeln“ in

ihren Verſen ſpielt — etwa im „Hoſpiz“. Ganz ebenſo das „Halbwachen“, der magnetiſche Schlaf: im „Vermächtnis des Arztes“, in den „Verbannten“, im „Sommertagstraum“ begegnen wir ihm, und in einem andren Gedichte redet Annette ihn an: „O wunderliches Schlummerwachen, biſt der zartern Nerve Fluch du oder Segen?“ Noch häufiger iſt das „Schwimmen im Kopf“, das „ſchwimmende Gehirn“: der meiſt durch Schrecken erregte Blutandrang nach dem Haupte. Das Pſychologiſche ſpielt da, wie geſagt, doch ſtark ins Pathologiſche hinüber. Und wie Annette ſehr vergnügt war, wenn in ihre Spukgeſchichten etwa ein Eulenſchrei hallte, ſo ruft ſie, wenn ſie in der Dichtung dieſe Saite anſchlägt, die Natur gleichfalls zu Hilfe. Aber ſtatt der Adler, Geier, Falken und Möwen beſchwört ſie dann die Eulen, Schlangen, Kröten und Unken.

An Bildern und Vergleichen iſt ſie überreich. Es gibt ganze Gedichte, die nichts weiter ſind als *ein* durchgeführter Vergleich. Sie hat oft ein wundervolles Finderglück darin bewieſen. Anderſeits ſteht man ziemlich ratlos vor Metaphern, die man im erſten Augenblick nicht begreift. Sehr charakteriſtiſch iſt z. B. *ein* Vergleich. Die Hunde jagen den Fuchs; da heißt es: „Die Meute mit geſchwollnen Kehlen ihm nach wie raſſelnd Winterlaub“. Hier hat das Auge ganz verſagt; die Kurzſichtige ſieht die Hetzrüden nicht mehr, ſie hört ſie nur. So kommt es zu dem nicht glücklichen Bilde. Und wie im anſchaulichen

Detail, so tut die Droste wohl auch zuweilen in Metaphern des Guten zu viel. Dann gibt es leichtlich eine rasselnde Bilderjagd, die an manche Stellen bei Kleist erinnert, und das betreffende Poem macht den Eindruck einer zu eng gepflanzten Schonung, in der ein Baum dem andern Licht und Luft stiehlt. Da ist es auch unausbleiblich, daß sich die Droste, so sehr sie sonst dem aus dem Wege ging, öfters selbst wiederholt. Und das ist bei der starken Originalität ihrer Vergleiche dann doppelt auffällig. Hier zeigt sich Annette auch oft als „Bildungsdichterin". Es ist schon auf die köstlichen Verse hingewiesen worden: „Wie Proteus seine Robbenscharen" usw. Sie erläutert also gleichsam das Bild aus der westfälischen Heide durch ein Bild aus Homer, aus der griechischen Mythologie. Ebenso zieht sie die römische Mythologie und Dichtung heran: wir wissen ja, daß sie zuzeiten fleißig die alten Lateiner las. Oder es erscheint in einem Poem plötzlich „der fromme Bruder Tuck" aus Scotts Ivanhoe, der auch in einem zweiten noch eine Rolle spielt. „Ganz wie 'ne alte Halle doch aus einem Scottischen Roman" ist das Zimmer, in das der blonde Waller tritt. Das ist ein unnaiver, fraulicher Zug an der Droste.

Überhaupt: sie kann die Frau nicht ganz verleugnen, ob sie es auch möchte. Man wird das weibliche Talent gerade an ihren künstlerischen und kompositionellen Mängeln und an der Überspannung des Kräftigen, an dem zu

Kraſſen, Starren, zu Blutigen erkennen. Die Droſte ſelbſt ſpricht in vielen Gedichten von ſich als einem Maskulinum. Und wichtiger iſt doch noch, daß ſie niemals eine Frauengeſtalt in den Mittelpunkt ihrer epiſchen Dichtungen ſtellte, ja daß man verhältnismäßig auch nur äußerſt wenige weibliche Nebenfiguren bei ihr findet. Nur Männer haben ſie ja eigentlich literariſch beeinflußt. Sie hat ſich Sprickmann, Schlüter, Schücking doch mehr oder minder untergeordnet, nicht aber den Freundinnen. Und ſie ſcheint von der geiſtigen Befähigung der Frauen überhaupt nicht viel gehalten zu haben. Von einer Rezenſion ſpricht ſie ziemlich wegwerfend: ſie wolle nicht viel beſagen, denn ſie ſei von einem Frauenzimmer. Zeitlebens auch hat ſie die Blauſtrümpfe gehaßt. Jedenfalls iſt ſo viel klar, daß die modernen Frauenrechtlerinnen in Annette nichts weniger als eine Bundesgenoſſin hätten begrüßen dürfen. Aber ſie könnten ſich in andrer Weiſe allerdings doch wieder auf Deutſchlands „größte Dichterin" beziehn. Wieviel mehr hätte ſie ſchaffen können, wieviel weniger leiden brauchen, wenn ſchon damals ein freierer Wind durchs Land geweht wäre! Sie hätte leichter die innere Harmonie gefunden und wäre, wenn auch als Dichterin vielleicht nicht größer, ſo doch liebenswürdiger und vor allem menſchlich glücklicher geworden. Sie hätte wohl auch leichter ihr Volk erobert, das ihr doch immer noch, trotz aller literariſcher Würdigungen, mit ſcheuer Zurückhaltung, mit

hohem, aber kaltem Reſpekt gegenüberſteht. Bei größerer innerer und äußerer Freiheit hätte ſie vielleicht den höchſten Einklang von Form und Stoff gefunden und wäre über die Gedichte hinaus zu Liedern gelangt.

Denn das Höchſte der Lyrik, das Lied, das Heinrich Heine „das Kriterium der Urſprünglichkeit" nennt, war der Droſte nicht gegeben zu ſchaffen. Nur ein paar Nachahmungen des alten, vornehmlich hiſtoriſchen Volksliedes gelangen ihr vortrefflich: z. B. „Die Reiter, die ſeind lobenswert" in der „Schlacht im Loener Bruch". Aber in ihrer eignen Art, ob auch in noch ſo ſtarker Abdämpfung, konnte ſie nur ſprechen, nicht ſingen. Und hier muß man doch an die Wette erinnern, die ſie mit Schücking ſchloß. Der Droſteſchen Begabung gegenüber hatte Schücking mit ſeiner Theſe allerdings unrecht; programmäßig wurden Tag für Tag ein bis zwei Gedichte fertig. An ſich aber war die Meinung, die er verfocht, daß Lyrik Gnade ſei, die man in Geduld und Demut erwarten müſſe wie ein gutes Weinjahr, unzweifelhaft richtig. Was wir ſpeziell Lyrik nennen, iſt die Droſteſche Dichtung auch nicht. Niemals wird man Annette zu den großen deutſchen Lyrikern zählen. Sie war gewiß eine große Dichterin, aber ohne ſpezifiſch lyriſchen Charakter. Deshalb war es ihr möglich, in ein paar Wochen einen Gedichtband zu ſchreiben, ohne von einem großen Gefühl ganz hingenommen zu ſein. Daß ſie die Wette mit Schücking gewann, ſpricht für ihr

außerordentliches Können, aber es spricht auch, je nach dem Standpunkt, den man wählt, wider sie. Es zeigt, wie ausschlaggebend in ihrem Schaffen der Wille ist. „Es" singt niemals aus ihr; immer ist es Annette von Droste, die dichtet. Ihre Poesien bezwingen uns, wie uns ein starker Kämpe bezwingt; niemals wie Wunder und Gnade. Sie sind so fest in sich beschlossen, so individuell-einsam wie die Dichterin selbst es war. Ihre Entfaltungsmöglichkeit ist deshalb eng begrenzt. Sie werden doch wohl immer nur für einzelne etwas werden, und nur weniges wird in das Allgemeinleben der Nation aufgehn können.

Aber auch hier wird die alte Erfahrung bestätigt, daß gerade solchen Dichtern, deren zu starre Individualität der Nation als solcher nicht viel geben kann, die vom Volke nicht aufgenommen werden, sich das verdoppelte Interesse der Forschung zuwendet — gleichsam als Ersatz für den entgangenen schönsten Lohn. Das ist leicht erklärlich. Denn diese Poeten sind menschlich interessanter, reizen den Psychologen mehr, als die Götterlieblinge mit den reinen, ungetrübten Stirnen. Annette von Droste und — um einen in manchem Betracht nicht unähnlichen Dichter zu nennen — Friedrich Hebbel sind psychologisch interessanter als der große Goethe. Es kommt dazu, daß die einzelnen, die vermöge einer ähnlichen Gemütsanlage den Schöpfungen dieser Dichter eine ganz ungetrübte Liebe zuwenden